

2. Was ist falsch am Antiamerikanismus?

Forschungsgegenstand und Stand der Forschung

Nachdem im vorigen Kapitel ein allgemeiner Aufriss des gesellschaftlichen Problems Antiamerikanismus gegeben wurde, beginne ich meine theoretische Betrachtung dieses Phänomens mit einem Überblick über die Forschungsliteratur zum Thema. Dieser Überblick markiert einerseits die Anknüpfungspunkte meiner Vorurteilskritik an den bestehenden Forschungsansätzen, berücksichtigt andererseits aber auch den Gebrauch des Antiamerikanismusbegriffes in außerwissenschaftlichen Diskursen. Dem Konzept Antiamerikanismus wird häufig mit Skepsis begegnet; man vermutet dahinter ein Propagandainstrument mithilfe dessen KritikerInnen von US-Politik delegitimiert werden sollen. Darüber hinaus wird die Auffassung, dass antiamerikanische Vorurteile ein gesellschaftliches Problem darstellen, häufig generell zurückgewiesen: Solchen Positionen zufolge ist das Problem nicht Antiamerikanismus, sondern Amerika selbst. Insgesamt ist also die Kritik antiamerikanischer Vorurteile weit entfernt davon, Common Sense zu sein; weiter zumindest, als etwa die des Rassismus oder Antisemitismus.

Diese Skepsis bzw. Unsicherheit im Umgang mit dem Begriff setzt sich auch in wissenschaftlichen Arbeiten zum Thema fort. Kaum eine Studie über Antiamerikanismus präsentiert ihre Ergebnisse ohne zuvor auf „Definitionsproblem[e]“ der Antiamerikanismusforschung hinzuweisen (Baethge et al. 2010, S. 367; vgl. auch Beyer 2014, S. 9 ff.; Gulddal 2011, S. 3; Haury 2004, S. 65 f.; O'Connor 2007b, S. 7). Das Problem einer mangelnden Präzision der Begriffsdefinition wird in der Regel in direkten Zusammenhang gestellt mit möglichen Missbräuchen des Konzeptes, und greift damit die oben genannten Bedenken außerwissenschaftlicher Diskurse auf.

Ein aussichtsreicher Vorschlag zur Lösung der besagten Definitionsprobleme besteht in der Eingemeindung des Antiamerikanismusbegriffes in den Gegenstandsbereich der etablierten Vorurteilsforschung. Diese Antiamerikanismus-als-

Vorurteil-Perspektive übernimmt die drei wesentlichen Kriterien eines ‚klassischen‘ Vorurteilsbegriffes (vgl. Dovidio et al. 2010, S. 6 f.): Sie definiert Antiamerikanismus als irrationale bzw. auf faktisch falschen Prämissen beruhende, feindselige und weltanschaulich geschlossene Einstellung gegenüber den USA.

Wie ich im Verlauf des Abschnittes 2.3 zeigen werde, bleiben diese drei Kriterien aber unbefriedigend: Einerseits lässt sich zeigen, dass sie keine notwendigen Kriterien zur Bestimmung von Antiamerikanismus darstellen, es also antiamerikanische Ausdrücke gibt, die nicht feindselig, irrational und weltanschaulich geschlossen sind. Andererseits geben sie auch in den Fällen, in denen sie erfüllt sind, keine hinreichenden Kriterien zur Kategorisierung von Ausdrücken als Antiamerikanismus ab; anders gesagt: das Problem, das die Vorurteilkritik in den Blick nimmt, ist als irrationale Generalisierung, Feindschaft oder Weltanschauung unterbestimmt.

Mein Alternativvorschlag eines Antiamerikanismusbegriffes beruht auf einer grundlegenden methodologischen Skepsis gegenüber Begriffsmodellen, die sich ausschließlich auf die Definition notwendiger und hinreichender Kriterien verlassen. Eine kriterielle Bestimmung von Vorurteilen, so mein Argument, kann der Flexibilität und Fragmentierung antiamerikanischer (und im Prinzip aller) Vorurteile im alltäglichen Sprechen begrifflich nicht gerecht werden, so lang sie nicht auch ihren eigenen flexiblen Gebrauch der Kriterien, d.h. die flexible Realisierung von Merkmalen wie Feindschaft, Aversion, etc. im vorurteiligen Sprechen reflektiert: Wann wird eine abwertende oder faktisch falsche Aussage *als* Vorurteil relevant? Begriffsbildungen, die sich allein auf die Definition von Kriterien verlassen, verfehlen die rhetorische Kontextbezogenheit antiamerikanischer Ausdrücke. Dieser situierte, funktionale *Gebrauch* bestimmter Amerikabilder und Argumentationsmuster lässt sich nicht durch eine Definition universaler Merkmale erschöpfen. Es liegt näher, eine empirische ‚Kartierung‘ (vgl. Wetherell und Potter 1992) der verschiedenen Gebrauchsweisen zu versuchen: In welchen Funktionskontexten werden welche Amerikastereotype in welcher Weise gebraucht, und inwiefern lassen sich diese Gebräuche jeweils *als* vorurteilige bestimmen?

Um dieser Aufgabe besser gerecht werden zu können, schlage ich ein sprechakt- bzw. praxistheoretisch informiertes Modell der Begriffsbildung vor, das ich als performativen Antiamerikanismusbegriff bezeichne. Dieses Modell unterscheidet sich von existierenden Antiamerikanismusdefinitionen nicht allein darin, dass andere oder zusätzliche Kriterien in das Definiens aufgenommen werden – es verwirft vielmehr den Anspruch, Antiamerikanismus durch die Definition notwendiger und hinreichender Kriterien erschöpfend bestimmen zu können. Stattdessen schlage ich eine am Modell der „Familienähnlichkeiten“ (Wittgenstein 2006, S. 278) orientierte Begriffsbildung vor, in der die genaue empirische Analyse von Ähnlichkeiten zwischen verschiedenen amerikabezogenen Sprechakten zur Grundlage der Vorur-

teilkritik wird. In Kapitel 3 werden die sprechakttheoretischen Grundlagen dieses Konzeptes genauer expliziert.

Das Modell eines performativen Antiamerikanismusbegriffes wird im Folgenden aus einer Kritik existierender Antiamerikanismusdefinitionen entwickelt. Hierbei gehe ich in drei Schritten vor: Abschnitt 2.1 beschreibt die grundlegenden Vorbehalte, die gegen einen kritischen Antiamerikanismusbegriff sowohl in der Forschungsliteratur, als auch in außerwissenschaftlichen Diskursen geäußert werden. Abschnitt 2.2 fasst die Bemühungen der Antiamerikanismusforschung zusammen, diesen Vorbehalten mit einem Vorurteilskonzept zu begegnen, in dem Antiamerikanismus mithilfe des sozialpsychologischen Begriffs der Einstellung gefasst wird. In Abschnitt 2.3 werden die Definitionskriterien dieses Ansatzes systematisch auf ihre Grenzen hin befragt. Die dabei gewonnenen Einsichten in die Engführungen und Reduktionismen bestehender Vorurteilskonzepte bilden die Grundlage für das anschließend entwickelte performative Antiamerikanismuskonzept.

2.1 AUFGEKLÄRTER ANTIAMERIKANISMUS? WIDERSTÄNDE GEGEN EINE ANTI-ANTIAMERIKANISCHE VORURTEILSKRITIK

Antiamerikanismus ist ein umstrittenes Konzept. Häufig wird Antiamerikanismus als vorurteilskritischer Begriff in Frage gestellt, während diejenigen Ausdrücke und Handlungen, gegen die er sich kritisch wendet, als legitime Formen politischen Protests bestärkt werden. Man begegnet der Kritik antiamerikanischer Vorurteile mit dem Einwand, der Antiamerikanismusbegriff sei ein politisches Machtmittel, eine Waffe der „Political Correctness“ (Auer 2002), erschaffen, um die Kritiker der USA und ihrer Politik zum Schweigen zu bringen (vgl. Gulddal 2011, S. 3 f.; Hahn 2003, S. 20 ff.; O'Connor 2007b, S. 5; Roger 2005, S. xii). Diese Umdeutung der anti-antiamerikanischen Vorurteilskritik zum Vorurteil, der zufolge nicht der Gegenstand der Antiamerikanismuskritik problematisch ist, sondern der Antiamerikanismusbegriff selbst, ist der Form nach aus Debatten um Antisemitismus und Israelkritik bekannt, in Deutschland beispielsweise jüngst aus denjenigen um Günther Grass' im April 2012 veröffentlichtes Gedicht *Was gesagt werden muss* (Grass 2012; vgl. Joffe 2012) oder die ‚israelkritischen‘ Äußerungen Jakob Augsteins (vgl. Kuhn 2013; Pokatzky 2013). Von Günter Grass stammt auch die folgende Äußerung, die er im Kontext der politischen Debatten um Reaktionen auf die Anschläge des 11. September 2001 machte:

„Jede Kritik am Verhalten der USA wird sofort mit dem Schlagetotwort ‚Antiamerikanismus‘ eingeebnet. Selbst der Innenminister bringt solche Wortungeheuer ins Spiel. Das ist töricht.

Der einzelne Intellektuelle, der in der Gruppe mitgescholten wird, wird das überleben, aber diese Art, demokratische Grundrechte einzuschränken, Maulkörbe verpassen zu wollen, ist vom Ergebnis her jedesmal ein Triumph der Terroristen.“ (F.A.Z. 2001)

Hier findet sich die oben skizzierte Position in exemplarisch verdichteter Form wieder: Die Antiamerikanismuskritik richtet sich Grass zufolge in erster Linie gegen legitimen Protest und ist daher ein „Wortungeheuer“, das „demokratische Grundrechte“ einschränkt bzw. „Maulkörbe“ verteilt. Da der Antiamerikanismusbegriff kein aufklärerisches, emanzipatorisches Interesse verfolge, sondern ein Instrument der Unterdrückung sei, beförderten diejenigen, die ihn gebrauchten, bewusst oder unbewusst die Ziele „der Terroristen“.

Diese Form der Umkehrung eines kritischen Antiamerikanismusbegriffes ist geläufig. Das, wogegen er sich richtet, wird gerechtfertigt, der Begriff selbst aber zum Vorurteil und Zensurinstrument erklärt.¹ Im Gegensatz zu den in argumentativer Hinsicht ähnlich verlaufenden Antisemitismus-Debatten, scheint der Sanktionsdruck des Antiamerikanismus-Vorwurfs aber weitaus geringer zu sein. Tatsächlich finden sich immer wieder Fälle einer affirmativen Aneignung des Antiamerikanismusbegriffes, in denen die eigene Position positiv als antiamerikanisch markiert wird, teilweise verbunden mit der Forderung nach einem ‚aufgeklärten Antiamerikanismus‘ (Altvater et al. 1989; Misik 2003; vgl. auch Schwark 2008, S. 10). Solche Argumentationen implizieren wiederum, dass ein Begriff zur genauen Beschreibung und Kritik von Vorurteilen gegenüber den USA bzw. Amerikanern gegenstandslos sei. Antiamerikanische Vorurteile sind demnach entweder gar nicht existent, oder aber politisch unbedeutend, nicht der kritischen Rekonstruktion wert. Dies muss die Implikation solcher Forderungen sein, denn akzeptierte man Antiamerikanismus grundsätzlich als einen Begriff der Vorurteilkritik, wäre die Forderung nach einem ‚aufgeklärten Antiamerikanismus‘ ungefähr so absurd, wie wenn ‚Israelkritiker‘ einen ‚aufgeklärten Antisemitismus‘ für sich reklamierten. Wo diese

1 Gerade vor dem Hintergrund der in der vorliegenden Arbeit unternommenen theoretischen Schärfung des Antiamerikanismusbegriffes muss man zugestehen, dass der damalige Bundesinnenminister Otto Schily, ebenso wie Hans-Peter Friedrich im Juni 2013 (vgl. Kap. 1), den Begriff sicherlich nicht in einer sozialwissenschaftlich-reflektierten Weise verwendete. Für den hiesigen argumentativen Zusammenhang ist dies aber von nachrangigem Belang. Entscheidend ist vielmehr, dass Grass aus der Feststellung eines vermeintlichen Missbrauchs des Antiamerikanismusbegriffes den Schluss zieht, dieser sei insgesamt als antidemokratischer „Maulkorb“ zu verwerfen. Er argumentiert z.B. gerade nicht, dass ein solcher Missbrauch auch deshalb problematisch sei, weil dadurch die Kritik eines tatsächlich existierenden Antiamerikanismus verwässert würde, o.ä. Seine Rhetorik negiert – gewollt oder ungewollt – die Existenz antiamerikanischer Vorurteile. Antiamerikanismus ist für ihn insgesamt „one word too many“ (Roger 2005, S. xii).

aber eine Nähe zu antisemitischer Rhetorik stets vehement bestreiten und damit die Existenz von Antisemitismus als Problem prinzipiell anerkennen, richtet sich Kritik am Antiamerikanismusbegriff häufig nicht nur gegen eine falsche Anwendung des Konzepts, sondern gegen die Sinnhaftigkeit bzw. kritische Relevanz des Begriffes überhaupt.

In einigen Beispielen solcher Ablehnung anti-antiamerikanischer Vorurteilskritik werden gar jene Aspekte des Antiamerikanismus affirmativ gewendet, die gemeinhin als vorurteilig verurteilt werden: Es wird dann behauptet, dass gegen Ressentiment, und stereotype Abwertung nichts einzuwenden sei, *gerade dann*, wenn sich diese allgemein gegen die USA bzw. die amerikanische Gesellschaft richten (vgl. dazu Gitlin 2003; Markovits 2007, S. 25; O'Connor 2007b, S. 13 f.). Bei solchen Positionen, wie etwa derjenigen des Theaterregisseurs Peter Zadek, dem „Amerika zutiefst zuwider“ ist, weswegen er sich explizit zum „Kulturkampf“ gegen die USA bekenne, da man „heute durchaus gegen die Amerikaner sein“ dürfe, „so wie im zweiten Weltkrieg der größte Teil der Welt gegen die Deutschen war“ (zit. n. Markovits 2004, S. 34 f.; vgl. auch Hahn 2003, S. 24), geht es nicht mehr um die Zurückweisung des Antiamerikanismusvorwurfes. Es handelt sich vielmehr um einen offenen und selbstbewussten Antiamerikanismus (vgl. Hahn 2003, S. 22 f. für weitere Beispiele).² Darin unterscheidet sich diese Form vorurteiliger Rede von den rhetorisch behutsameren Relativierungen, wie sie am Beispiel von Grass gezeigt wurden.

Es ist insgesamt also auffällig, wie sehr die Idee einer anti-antiamerikanischen Vorurteilskritik auf öffentliche Ablehnung stößt. Dieser Umstand wirkt umso bedenklicher, da die Ablehnung des Antiamerikanismusbegriffes selbst häufig mit ei-

-
- 2 Tatsächlich lassen solche selbstbewussten antiamerikanischen Ausdrücke ein zentrales Manko einstellungstheoretischer Antiamerikanismusbegriffe erkennen: Gegen Abneigung oder Hass ist ja ‚an sich‘, d.h. ohne nähere Bestimmung von deren Sinnzusammenhang, tatsächlich erst einmal nichts einzuwenden – zumindest nicht im Sinne einer Vorurteilskritik. Dass manche Menschen die USA oder ‚die Amerikaner‘ nicht mögen, u.U. sogar hassen, konstituiert noch nicht das gesellschaftliche Problem, dass die Vorurteilskritik als Antiamerikanismus in den Blick nimmt (wenngleich solche Aversionen natürlich ein relevanter Aspekt dieses Gegenstands sein können). Erst durch ihre funktionale Verknüpfung mit Diskriminierung, Exklusion und Verfolgung werden solche Aversionen für die Antiamerikanismusforschung relevant, wie ich in Kapitel 4 detailliert zeige. D.h. ein Vorurteilsbegriff, der sich definitorisch auf negative Einstellungen oder affektive Komponenten beschränkt, läuft Gefahr, seinen Gegenstand zu verfehlen und vorzeitig in bloße moralische Setzungen zu verfallen. Ein geeigneter Ansatzpunkt der Vorurteilskritik scheint mir viel eher in der rhetorisch-ideologischen Stoßrichtung zu liegen, die in Zadeks Vergleich der USA mit dem nationalsozialistischen Deutschland anklängt. Ähnliche normalisierende Rhetoriken werden in Kapitel 7.3 eingehend empirisch beleuchtet.

ner stereotypen Abwertung oder Anfeindung der USA einhergeht, also genau den Tatbestand reproduziert, dessen Existenz bzw. politische Relevanz bestritten wird. Damit ist nicht gesagt, dass jede Zurückweisung des Antiamerikanismusbegriffes selbst als antiamerikanisches Sprechen zu werten ist. Es zeigt aber, dass Antiamerikanismus zu denjenigen Vorurteilen zählt, die auch im öffentlichen Raum weithin als zutreffend oder legitim akzeptiert werden. Andrei Markovits hat antiamerikanische Rhetoriken aufgrund dieser Hoffähigkeit als eine „European lingua franca“ bezeichnet (Markovits 2007, S. 11).

Warum aber ist Antiamerikanismus so salonfähig und dessen Kritik vielerorts ungern gesehen? Es sollten bezüglich dieser Frage drei Punkte berücksichtigt werden, die sich zumindest auf den ersten Blick als Erklärung oder gar Rechtfertigung solcher Widerstände anzubieten scheinen.

(1) Die im Antiamerikanismus konstruierte Fremd- bzw. Feindgruppe ist, im Gegensatz zu den meisten allgemein anerkannten, ‚klassischen‘ Vorurteilsformen, weder eine Minderheit, noch schwach oder benachteiligt (sofern sich dies in solcher Allgemeinheit überhaupt sagen lässt). Es ist daher vermutet worden, dass Antiamerikanismus als quasi natürlicher Neid bzw. als Ressentiment gegenüber Mächtigeren zu verstehen sei (vgl. Markovits 2007, S. 32). Wenngleich der relativ mächtige Status der USA durchaus eine Rolle für den Ausdruck von Antiamerikanismus spielen mag, so wäre es doch verfehlt, die antiamerikanische Konstruktion einer (über-)mächtigen Outgroup sogleich mit korrespondenzlogischen Erklärungen zu verbinden (vgl. Holz 2001, S. 62; Wetherell und Potter 1992, S. 67 ff.; siehe zu korrespondenztheoretischen Ansätzen auch Kap. 2.3.1). Dieser Fehler beruht auf einer in der Vorurteilsforschung weit verbreiteten Annahme, der zufolge Vorurteile durch einen Abgleich mit ‚der Realität‘ einer jeweils bezeichneten Outgroup kritisiert, oder sogar durch deren Eigenschaften ursächlich *erklärt* werden könnten. Wie ich zeigen werde, kann die Macht ‚der Amerikaner‘ und die korrespondierende Unterlegenheit der Wir-Gruppe in antiamerikanischen Konstruktionen durchaus unterschiedliche Funktionen erfüllen, die nicht unbedingt auf Neid oder Kränkung der ‚Kleineren‘ schließen lassen. Motive einer ‚amerikanischen Einflussnahme‘ auf Medien und Politik können z.B. im Rahmen einer schuldabwehrenden Rhetorik gebraucht werden, die sich der eigenen nationalsozialistischen Vergangenheit zu entledigen sucht (vgl. Kap. 7.3). Bilder einer universal verbreiteten ‚amerikanischen Kulturindustrie‘ können der Konturierung und Aufwertung einer durchaus sehr selbstbewussten nationalistischen Wir-Gruppenkonstruktion dienen (vgl. Kap. 7.2). Geht man davon aus, dass erst solche funktionalen Gebräuche den vorurteiligen Charakter antiamerikanischer Ausdrücke konstituieren, nicht der semantische Inhalt oder die Faktizität der darin gemachten Propositionen, so kann prinzipiell nicht von

der tatsächlichen Macht der USA auf die Gestalt des Antiamerikanismus geschlossen werden.³

(2) Weiterhin beinhalten antiamerikanische Fremd- oder Feindbildkonstruktionen – zumindest auf den ersten Blick – meist keine ethnisierende Zuschreibung. Antiamerikanismus richtet sich, im Gegensatz zu vielen anderen ‚klassischen‘ Vorurteilen wie Rassismus oder Antisemitismus, nicht gegen ein ‚Volk‘ im Sinne einer ethnischen Abstammungsgemeinschaft, sondern gegen eine staatlich verfasste Gruppe. Jenes biologisierende Moment, das übrigens heute auch für die genannten ‚klassischen‘ Vorurteilsvarianten nicht immer ausschlaggebend ist (Martin 2010, S. 71 ff.), fungiert häufig als Kernkriterium eines Common-Sense-Begriffes des Vorurteils, der dieses mit Rassismus mehr oder weniger gleichsetzt. Das zumindest vordergründige Fehlen dieser biologisierenden Komponente im Antiamerikanismus erleichtert dessen Legitimation als vorurteilsfreie ‚Meinung‘. So würde ein selbstbewusster Antiamerikanismus sich wahrscheinlich darauf beziehen, dass er sich gegen eine ethnisch völlig heterogene Gruppe richtet, deren Staatspolitik zudem noch demokratisch legitimiert sei, was das eigene verallgemeinernde Sprechen dann von jedem Vorurteil unterscheiden soll, da es mit *Rassismus* ja offensichtlich nichts zu tun habe. Diesen Argumenten liegt aber ein Selbstmissverständnis zugrunde – in manchen Fällen vielleicht auch eine bewusste Täuschung –, das von der (wissenschaftlichen) Antiamerikanismuskritik bislang kaum behandelt wurde: Alle oben umrissenen Rechtfertigungsmuster, der Verweis auf die ethnische Heterogenität der

-
- 3 Auch teile ich Max Friedmans Einschätzung nicht, dass Antiamerikanismus sich darin von anderen Vorurteilsformen, wie etwa Antisemitismus, prinzipiell unterscheide, dass es ‚die Amerikaner‘ als Gruppe tatsächlich gibt, während ‚die Juden‘ eine rein antisemitische Konstruktion sind: „It is never legitimate to hold ‚the jews‘ responsible for anything, because there is no such collectivity that behaves as a unit. [...] There is, however, a collectivity called ‚the Americans‘ who jointly elect their leaders and fund their nation’s activities through their tax payments.“ (Friedman 2012, S. 12) Wenn auch die staatliche Verfasstheit der USA einer pauschalisierenden Gruppenzuschreibung auf ‚die Amerikaner‘ ein gewisse Grundlage verleiht, so ist Friedmans Argumentation doch in zweifacher Hinsicht problematisch. Erstens erscheint es aus einer hermeneutisch-wissenssoziologischen Perspektive fraglich, inwiefern Nationalstereotype sich von stereotypen Konstruktionen ethnischer Gruppen prinzipiell unterscheiden. Dass es einen amerikanischen Staat gibt – dessen demokratische Basis ja übrigens gerade keinen monolithischen Block darstellt – ändert in dieser Blickrichtung zunächst nichts daran, dass pauschale Gruppenstereotype in erster Linie als Konstruktionen der jeweiligen Sprecher anzusehen sind. Zweitens sind auch bzgl. generalisierender Aussagen über ‚die Juden‘ durchaus Kontexte denkbar, in denen eine verallgemeinernde Kategorie nicht allein aufgrund ihrer Verallgemeinerung schon als vorurteilige Konstruktion zu werten ist – bspw. wenn von der Verfolgung der europäischen Juden während des zweiten Weltkrieges die Rede ist.

USA, die Eingrenzung des Vorurteils auf biologistischen Rassismus, vermeiden nicht eine ethno-nationalistische Semantik oder stehen dieser entgegen, sondern sie implizieren gerade Nationalismus und Ethnozentrismus. Wie insbesondere in Kapitel 7.2 und 7.4 gezeigt wird, kann Antiamerikanismus als entschärfter Ausdruck bzw. Camouflage ethnozentrischer, nationalistischer und rassistischer Positionen dienen, *gerade weil* er keine unmittelbar ‚rassischen‘ Zuschreibungen enthält. Nur weil ein Fremd- oder Feindbild nicht als ‚Volk‘ konstruiert wird, bedeutet dies nicht, dass es nicht der Konstruktion und Stabilisierung ethno-nationalistischer Identitätskonstruktionen dienen kann.

(3) Abschließend ist noch zu bemerken, dass der Terminus Antiamerikanismus selbstverständlich auch missbraucht werden kann – genauer: dass er zu Zwecken gebraucht werden kann, die mit einer sozialwissenschaftlichen Vorurteilkritik nicht vereinbar sind. Dies ist historisch mit dem Antiamerikanismusbegriff sicherlich häufiger und folgenreicher geschehen, als mit anderen heute etablierten Vorurteilsbegriffen (vgl. Kap. 1.3 sowie Sablowski 2004; O’Connor 2007b, S. 5). Bis heute schreiben sich chauvinistisch-nationalistische, reaktionäre Gebrauchsweisen des Antiamerikanismusbegriffes fort, wie in der Einleitung zu dieser Arbeit bereits erwähnt wurde. Daraus kann aber nur dann der Schluss gezogen werden, dass solche reaktionären Gebräuche das *Wesentliche* des Antiamerikanismusbegriffes ausmachen und dieser daher insgesamt zu verwerfen sei, wenn man jegliche anderen Referenzpunkte einer Antiamerikanismuskritik entweder für irrelevant oder gar unterstützenswert hält. Jesper Gulddal fasst dies bzgl. der Debatten um den Irak-Krieg 2003 zusammen:

„The suspicion was not entirely unfounded: in the heated debates over Iraq the concept of anti-Americanism was in fact frequently employed, by Europeans as well as Americans, as a way of ‚gagging the sceptics‘. However, this misuse of the concept does not mean, that anti-Americanism is not real.“ (Gulddal 2011, S. 3)

Die genannten drei Aspekte können also insgesamt nicht als Erklärung oder gar Rechtfertigung dafür gelten, dass Antiamerikanismus ein vergleichsweise wenig sanktioniertes Vorurteil darstellt, dessen Kritik mit Skepsis und Ablehnung begegnet wird. Vielmehr sollten alle drei Aspekte als Teil des Gegenstands einer rekonstruktiven Antiamerikanismuskritik aufgenommen werden: Die (Über-)Macht und Bedrohlichkeit ‚der Amerikaner‘ oder deren ethnische Heterogenität sind nicht als Ursache oder Legitimation für die Akzeptabilität antiamerikanischer Äußerungen zu fassen, sondern als ein funktionales Moment derselben.

2.2 DIE PROBLEMATISIERUNG DES ANTIAMERIKANISMUSBEGRIFFES IN DER FORSCHUNGLITERATUR

Nachdem im vorigen Abschnitt populäre Einwände gegen einen vorurteilskritischen Antiamerikanismusbegriff beschrieben wurden, stehen im Folgenden begriffliche Überlegungen der Antiamerikanismusforschung im Fokus, die auf diese Problematik reagieren. Hierbei zeigt sich, dass auch wenn man die oben geschilderten prinzipiellen Einwände gegen eine Antiamerikanismuskritik hinter sich gelassen hat, die Konzeption antiamerikanischer Vorurteile alles andere als einvernehmlich und klar ist. Dies mag einerseits kein Wunder, sondern eher eine Selbstverständlichkeit sozial- und geisteswissenschaftlicher Forschungsdiskurse sein, leben diese doch von theoretischer Vielfalt und Debatte (vgl. Bonacker 2001). Andererseits fällt aber gerade an der Antiamerikanismusliteratur eine besondere Betonung der begrifflichen Unschärfen und Probleme des Kernbegriffes auf. Im Verlauf dieses Kapitels werde ich auf einige Hauptmotive der Diskussion um den Antiamerikanismusbegriff eingehen und die darin behandelten Probleme bündeln. Dabei werden in Abschnitt 2.2.1 zunächst die zwei am häufigsten diskutierten Probleme der Theoriebildung zum Antiamerikanismus aufgegriffen: Eine mangelnde theoretische Präzision der Definitionen und das Fehlen eines klaren Abgrenzungskriteriums gegenüber legitimer Amerika-Kritik.

Als wichtiger Referenzpunkt für Lösungsvorschläge zu diesen Problemen wird in der Forschungsliteratur zunehmend auf den Begriff des Vorurteils Bezug genommen (Berman 2008; Beyer 2014; Beyer und Liebe 2014; Ceaser 1997; Chiozza 2009; Katzenstein und Keohane 2007b; Knappertsbusch 2013; Knappertsbusch und Kelle 2010; Markovits 2007; O'Connor 2007b), wie er in einer vornehmlich sozialpsychologisch geprägten Vorurteilsforschung seit den 50er Jahren etabliert wurde (vgl. Billig 2012; Dixon et al. 2012; S. 411 f.; Dovidio et al. 2005). Dieser Anschluss an die Vorurteilsforschung wird hier zunächst als begrüßenswert beurteilt, da er eine größere theoretische Stringenz in der Antiamerikanismuskritik sowie deren Einbettung in die etablierten Forschungsdiskurse zu Vorurteil und Diskriminierung befördert. Allerdings bringt der traditionelle Vorurteilsbegriff zugleich einige theoretische Probleme mit sich, die in Abschnitt 2.3 genauer analysiert werden. In den beiden Abschnitten 2.2.1 und 2.2.2 werden nun aber zunächst die in der Antiamerikanismusliteratur weithin geteilte Auffassung des ‚Definitionsproblems‘ sowie die daraufhin formulierten einstellungstheoretischen Lösungsvorschläge beschrieben.

2.2.1 Ungenügende Definitionen und die Unterscheidung von Antiamerikanismus und Amerika-Kritik

Wie eingangs bereits erwähnt, existiert nicht nur in öffentlichen Debatten, sondern auch in wissenschaftlichen Spezialdiskursen eine gewisse Unsicherheit im Umgang mit dem Konzept Antiamerikanismus:

„The exact meaning of the concept of anti-Americanism is a large and controversial problem that has been debated endlessly in recent years without having found a definitive, universally accepted solution.“ (Gulddal 2011, S. 3)

So wird hier immer wieder Klärungsbedarf hinsichtlich eines Definitionsproblems sowie eines, meist als daraus resultierend betrachteten, mangelnden Kriteriums zur Abgrenzung von antiamerikanischem Vorurteil und vorurteilsfreier Amerikakritik geäußert. Der australische Politikwissenschaftler Brendon O'Connor schreibt in der Einleitung zur von ihm herausgegebenen Sammelpublikation *Anti-Americanism: History, Causes, Themes*:

„The existing academic literature provides endless deviations between different so-called sources of anti-Americanism but there is too little scholarship on what anti-Americanism conceptually is and thus how anti-Americanism can effectively be differentiated from criticism.“ (O'Connor 2007b, S. 7)

Eine ähnliche, zweigliedrig argumentierende Kritik am Forschungsstand äußert Gregory Johnston in seiner Dissertation:

„Despite its currency in popular discourse, anti-Americanism is a topic that has received limited attention by academics. This lack of attention is probably due to two factors. First, anti-Americanism is a term that is difficult to conceptualize. Second, it easily lends itself to (mis)use as a pejorative.“ (Johnston 2006, S. 2 f.)

In beiden Problembestimmungen wird eine mangelnde Genauigkeit des Antiamerikanismusbegriffes in engem Zusammenhang mit dem Problem eines politischen Missbrauchs dieses Konzeptes gesehen. Mit einer ähnlichen argumentativen Zielsetzung schreibt Sebastian Schwark, die Problematik des Antiamerikanismusbegriffes beginne bei dessen politischer Aufladung (Schwark 2008, S. 9 vgl. auch Chiozza 2009, S. 34). Der Begriff entstamme der politischen Sprache und werde in erster Linie polemisch-pejorativ gebraucht. Ein wissenschaftlicher Antiamerikanismusbegriff habe diese Problematik zu überwinden, indem ein „performativer“ Antiamerikanismusbegriff durch einen „nominalistischen“ ersetzt werde (Schwark 2008,

S. 9).⁴ Eine solche „more precise definition of the term“ (O'Connor 2007b, S. 6) soll dementsprechend nicht nur die Validität empirischer Instrumente zur Erhebung von Antiamerikanismus stärken, sondern perspektivisch auch das Problem eines ‚Missbrauchs‘ des Begriffes lösen.

In Kapitel 3 wird ausführlich auf die Probleme eingegangen, die durch eine solche einseitige Fixierung der Forschungsliteratur auf Nominaldefinitionen entstehen, und ein alternatives, sprachpragmatisch informiertes Modell der Begriffsbildung vorgeschlagen. Was an dieser Stelle zunächst hervorgehoben werden soll, ist, dass es ein regelmäßig beklagtes Definitionsproblem der Antiamerikanismusforschung gibt, dass dieses Problem meist in engem Zusammenhang mit der Unterscheidung von Antiamerikanismus und Kritik diskutiert wird, und dass die Lösung dieses Problems meist in einer Präzisierung der Antiamerikanismusdefinition gesucht wird. Den theoretischen Rahmen, in dem eine (zumindest vorläufige) Lösung des Definitionsproblems formuliert wird, stellt dabei häufig der Begriff des Vorurteils dar.

2.2.2 Anti-Americanism as Prejudice – Prejudice as Attitude

Die Adaption des Vorurteilsbegriffes als Lösungsstrategie für die Definitionsprobleme der Antiamerikanismusforschung wird explizit von Brendon O'Connor gefordert. Von den fünf von ihm herausgearbeiteten Definitionsansätzen (O'Connor 2007b, S. 8 f.) betrachtet er ein Anknüpfen an die Vorurteilsforschung als die produktivste Lösung:

„The markers of prejudice include: undifferentiated attacks, assumption of inferiority or an *a priori* belief that only bad intentions drive one's ideas and actions. Prejudice encompasses negative stereotyping, but goes beyond this to include more direct forms of hatred and vitriol. [...] These generally recognised signs of prejudice are all too familiar in discussions about America, and it seems high time to honestly acknowledge them as prejudice.“ (O'Connor 2007b, S. 13)

Mit einem solchen Begriffsverständnis verbinden sich für O'Connor zwei maßgebliche Vorteile: Erstens ermöglicht es den Anschluss an eine umfangreiche und sozialwissenschaftlich gut etablierte Vorurteilsforschung mit erprobten Begriffen und empirischen Instrumenten. Und zweitens verhilft es dem Antiamerikanismusbegriff zu einer klareren normativen Verortung mit „significant cultural and political resonance in the fight against racism and discrimination“ (ebd., S. 13):

4 Da die vorliegende Arbeit explizit *für* einen performativen Antiamerikanismusbegriff plädiert, wenngleich vor einem von Schwarks Konzept stark abweichenden Theoriehintergrund, wird in Abschnitt 2.3.1 auf dessen Thesen noch einmal genauer eingegangen.

„[...] to ask whether these actions or attitudes [i.e. die als antiamerikanisch kritisierten, F.K.] are prejudiced, or not, is a relatively straight-forward question that helps us get to the heart of people's views about America in a way that is widely understood and allows for necessary debate on this issue.“ (Ebd., S. 15)

Diese theoriestrategische Argumentation ist überzeugend, und dem entspricht, dass in weiten Teilen der Forschungsliteratur Antiamerikanismus als Vorurteilsphänomen bestimmt wird – übrigens nicht erst seit O'Connors explizitem Vorschlag. So resümiert beispielsweise Andrei Markovits in seiner umfassenden Studie zu anti-amerikanischen Diskursen in Europa unter Rückgriff auf Definitionen von Paul Hollander („a predisposition to hostility“), Alvin Rubinstein und Donald Smith („an undifferentiated attack“) und Todd Gitlin („an emotion masquerading as an analysis“; alle zit. n. Markovits 2007, S. 17):

„Agreeing with all three of these definitions, I see anti-Americanism as a generalized and comprehensive normative dislike of America and things American that often lacks distinct reasons or concrete causes.“ (Ebd.)

In Markovits Definition spiegelt sich das bereits bei O'Connor explizierte Grundmuster eines anti-Americanism-as-prejudice-Ansatzes wider: Antiamerikanismus ist eine Feindseligkeit oder Aversion gegenüber Amerika, die sich undifferenziert und ohne konkrete Gründe äußert, d.h. nicht (ausreichend) mit der Realität der USA korrespondiert. Dieser Versuch, „to separate ‚argument based‘ critiques of the United States from prejudicial or racist preconceptions“, baut also einerseits auf starken Annahmen über die propositionale Wahrheit bzw. die Rationalität von Urteilen über Amerika auf: „A key controversial issue in defining what constitutes anti-Americanism relates to the role that rationality, or irrationality, should have in the definition.“ (Chiozza 2009, S. 34)

Andererseits wird die Unterscheidung von Urteil und Vorurteil maßgeblich in psychologischen Termini als „predisposition“, „emotion“ oder „dislike“ beschrieben. Die Antiamerikanismus-als-Vorurteil-Perspektive knüpft also auch dahingehend an die Konzepte einer (sozial-)psychologisch aufgestellten Vorurteilsforschung an, dass sie eine individuelle Disposition zum Kern ihrer Bestimmung macht (vgl. Wetherell 2012, S. 165). Häufig wird zusätzlich davon ausgegangen, dass diese Disposition als „generalized and comprehensive“ auftritt, ein mehr oder weniger geschlossenes kognitives und affektives Schema, das sich als dichtes, selbstreferentielles Gewebe über die ‚eigentliche Realität‘ der USA legt (vgl. auch Friedman 2012, S. 5).

In einigen Arbeiten werden solche Gegenstandsbestimmungen zusätzlich mit klinischem Vokabular aufgeladen um die eigene Position durch Pathologisierung des Gegenstandes zusätzlich zu untermauern. Ein einschlägiges Beispiel hierfür ist

die folgende Erörterung Russel Bermans, dessen Verständnis von *Anti-Americanism in Europe* einen stark vereinfachenden, klinischen Begriff von Rationalität ins Feld führt:

„Anti-Americanism is indicated precisely when reasoned argument gives way to sweeping generalizations and hostile innuendo, and the obsessive thought structures of prejudice and stereotype prevail. Although a particular policy dispute may serve as a pretext, anti-Americanism is driven by a deeper and more expansive fixation on an image or idea of America, burdened with multiple negative associations that extend far beyond a bone of contention about any particular policy.“ (Berman 2008, S. 40)

Die dichotomisierende Abgrenzung von „fixation“ und „obsessive thought structures“ gegen ein „reasoned argument“ wird hier nicht nur auf individuelle Dispositionen zurückgeführt, sondern als quasi-pathologisches Phänomen markiert. Abgesehen davon finden sich auch in dieser Definition die oben beschriebenen Kernmerkmale des anti-Americanism-as-prejudice-Ansatzes: Feindschaft, unzulässige Generalisierung und grundlose Abwertung, der konkrete politische Streitfragen lediglich als Vorwand dienen. Zwar basiert die gegenwärtige Antiamerikanismuskritik, wie im Folgenden argumentiert wird, generell auf starken Annahmen über die Unterscheidung einer ‚wahren‘ Realität der USA und der verzerrten Sicht der vorurteilig Eingestellten. Nicht alle Ansätze gehen aber auch soweit, dieses korrespondenzlogische Fundament zusätzlich psychopathologisch aufzuladen und in frühauflärerisch-patriarchaler Geste Antiamerikanismus zu einer Form von Wahnsinn zu erklären. In Abschnitt 2.3.1 wird anhand von Überlegungen Michael Billigs deutlich werden, dass Vorurteile häufig gerade nicht das Gegenteil eines „reasoned argument“ darstellen, sondern vielmehr selbst als „reasoned discourse“ verstanden werden müssen (Billig 1991, S. 44).

Eine nüchternere und theoretisch enger an aktuellen sozialpsychologischen Forschungsdiskursen geführte Definition bieten die Ansätze von Heiko Beyer (Beyer 2014; Beyer und Liebe 2014) sowie Robert Keohane und Peter Katzenstein (Katzenstein und Keohane 2007b). Sie können als Beispiele einer umfassenden und expliziten Adaption eines einstellungstheoretischen Vorurteilsbegriffes in der Antiamerikanismusforschung dienen. Heiko Beyer knüpft mit seiner Antiamerikanismusdefinition unmittelbar an den prejudice-as-attitude-Ansatz an:

„Antiamerikanische Einstellungen definiere ich im Anschluss an Eagly und Chaiken als *Tendenz der Psyche, die sich in der Abwertung von Personen, Institutionen oder Sachen, die als ‚amerikanisch‘ wahrgenommen werden, ausdrückt*. [...] Die negative Einstellung kann sowohl politische und ökonomische als auch kulturelle Objekte betreffen. Zudem kann sie affektiver oder kognitiver Natur sein, das heißt, sie kann entweder wesentlich auf Gefühlen oder auf Überzeugungen beruhen. [...] Der hier verwendete Einstellungsbegriff unterstellt

darüber hinaus, dass es so etwas wie eine verfestigte psychische Struktur gibt.“ (Beyer 2014, S. 21 f.)

Die pathologisierende Rhetorik, die man in Russel Bermans Konzeption findet, fällt hier weg. Jedoch ist es auch in Beyers Ansatz die Idee einer „verfestigte[n] psychische[n] Struktur“, anhand der die definitorische Grenzziehung zwischen antiamerikanischem Vorurteil und legitimer Amerikakritik unternommen wird:

„Antiamerikanische Einstellungen zeichnen sich gerade durch einen spezifischen Schematismus aus, der die Realitätswahrnehmung grundlegend beeinflusst: Die Tatsache zum Beispiel, dass Amokläufe, Kino oder ‚Big Brother‘ keineswegs in den USA erfunden worden sind, wird das Bewusstsein, dem jene Phänomene ‚typisch amerikanisch‘ scheinen, kaum eines Besseren belehren. Diese nichtsituative und essenzialistische Bewertung unterscheidet antiamerikanische Einstellungen von kritischen Positionen zu einzelnen Sachverhalten.“ (Ebd.)

Auch hier finden sich also die zentralen Komponenten einer Antiamerikanismus-als-Vorurteil-Perspektive: Abwertung/Aversion, Irrationalität/propositionale Unwahrheit, psychologischer Schematismus. Eine besondere Betonung liegt bei Beyer auf der psychologischen Konsistenz, dem Schematismus antiamerikanischer Einstellungen. Wo Antiamerikanismus beginnt und „kritische[n] Positionen“ enden, ist also eine Frage der kontextbezogenen Flexibilität der Wahrnehmung:

„In general, although there might be an empirical overlap of anti-Americanism and criticism of policies of the United States, empirical studies have to aim for a clear distinction between both phenomena. The main criterion is that of coherence: an individual is to be labelled ‚anti-American‘ only if we find a coherent attitude structure.“ (Beyer und Liebe 2014, S. 2)

Auch Peter Katzenstein und Robert Keohane schlagen im einleitenden Artikel des von ihnen herausgegebenen Bandes *Anti-Americanisms in World Politics* einen „framework for analysis“ vor, dessen Kernstück das Konzept der Einstellung bildet:

„We view anti-Americanism as a psychological tendency to hold negative views of the United States and of American society in general. Such views draw on cognitive, emotional, and normative elements. Using the language of psychology, anti-Americanism could be viewed as an attitude.“ (Katzenstein und Keohane 2007b, S. 12)

Die antiamerikanische Einstellung wird weiter differenziert hinsichtlich ihres kognitiven Gehaltes sowie der affektiven Intensität der Ablehnung. Ersterer wird anhand des Begriffes des „cognitive schema“ präzisiert, einer „cognitive structure that relies on specific metaphors, analogies, symbols, and narratives of specific events and general historical developments to make sense of the world“ (ebd., S. 13). Al-

lerdings ist diese inhaltliche Komponente in Katzensteins und Keohanes Konzeption weniger entscheidend für die Bestimmung antiamerikanischer Einstellungen, als die affektive und emotionale Intensität mit der sie ausagiert werden. Anhand dieser Intensitäts-Dimension unterscheiden die Autoren antiamerikanischen „bias“ von einer bloßen antiamerikanischen „opinion“ (ebd., S. 11).

Antiamerikanische Einstellungen bilden hier also ein Kontinuum von bloßen Meinungen bis hin zum manifesten Vorurteil. In dieser Variante wird ein klares Kriterium für die Unterscheidung von Antiamerikanismus und legitimer Kritik umgangen, indem auch Amerika-Kritik prinzipiell in das Spektrum antiamerikanischer Einstellungen mit einbezogen wird. Der normative Gehalt der Antiamerikanismuskritik, den die zuvor zitierten Definitionen vergleichsweise streng anhand korrespondenzlogischer und psychischer Kriterien formulieren, wird somit an die jeweiligen historisch-situativen Kontextbedingungen delegiert: Ob eine abwertende oder feindselige Einstellung gegenüber den USA als antiamerikanisches Vorurteil zu kritisieren ist, oder aber ein Moment eines als legitim erachteten Protestes darstellt, kommt auf den historischen Kontext an. Zumindest vordergründig werden somit die Theorieprobleme eines korrespondenzlogisch-realistischen Vorurteilsbegriffes umgangen. Die Forschenden befindet sich nicht in der misslichen Lage, propositional wahre und falsche Urteile über die USA zu unterscheiden und sind scheinbar auch von der Problematik befreit, einen normativen Standpunkt für die eigene Kritik zu formulieren. Bei genauerer Betrachtung wird die Flexibilität und Offenheit dieser Antiamerikanismusdefinition aber zum Problem, denn Keohane und Katzenstein formulieren keinerlei Kriterium, um diejenigen Kontexte, in denen eine Abneigung als Antiamerikanismus in Betracht kommt, weiter einzugrenzen. Damit verbleibt letztendlich die Intensität der Abneigung als einziges Definitionskriterium. Ist Antiamerikanismus aber schon dadurch hinreichend bestimmt, dass jemand die USA besonders nachdrücklich ablehnt? Wie im folgenden Abschnitt 2.3.2 gezeigt wird, stellt ein aversiver oder abwertender Gehalt weder ein notwendiges, noch ein hinreichendes Kriterium für den vorurteiligen Charakter einer Äußerung dar.⁵

- 5 Man muss Keohane und Katzenstein zugestehen, dass die inhaltliche und normative Offenheit ihres Konzeptes auch dem Umstand geschuldet ist, dass sie einen Rahmen für die *international* vergleichende Analyse von Antiamerikanismus zu geben versuchen. Angesichts so verschiedener Phänomene wie etwa jihadistischem Antiamerikanismus in Afghanistan, kulturkonservativem Antiamerikanismus in Frankreich oder linkem Antiamerikanismus in den USA wird man zu Recht vorsichtig mit der Formulierung einer universellen Definition sein. Das von den Autoren formulierte Intensitäts-Kriterium ist aber als Hilfskonstruktion wenig informativ. Keohanes und Katzensteins „framework for analysis“ scheint mir hingegen an den Stellen am stärksten, an denen es doch inhaltliche Unterscheidungen vorschlägt, etwa im Falle ihrer Typologie von Antiamerikanismen nach Bedrohungsempfinden gegenüber den USA und der Bewertung von US-Politiken (ebd.,

2.3 PROBLEME DES PREJUDICE-AS-ATTITUDE ANSATZES

Im vorigen Abschnitt wurde ein Überblick über die Adaption des Vorurteilsbegriffs in der Antiamerikanismusforschung gegeben. Dabei wurde zunächst Brendon O’Connors Einschätzung bekräftigt, dass diese begriffliche Annäherung sowohl im Bereich der theoretischen Klärung, als auch für eine genauere Verortung der Antiamerikanismusforschung im sozialwissenschaftlichen Diskurs förderlich ist. Darüber hinaus könnte der Anschluss an die Vorurteilsforschung prospektiv zu einer klareren normativen Verortung des Antiamerikanismusbegriffes in politischen Diskursen auch jenseits der Sozialwissenschaften verhelfen.

Eine solche Eingliederung des Antiamerikanismusbegriffes in die sozialwissenschaftliche Vorurteilskritik ist sicherlich wünschenswert. In dieser Hinsicht möchte ich mich also dem Antiamerikanismus-als-Vorurteil-Ansatz anschließen und dementsprechend für die hier unternommene begriffliche und empirische Elaboration des Antiamerikanismuskonzeptes den Terminus ‚Vorurteil‘ beibehalten. Zugleich aber möchte ich im Folgenden auf einige theoretische Probleme hinweisen, die die Antiamerikanismuskritik mit dem traditionellen Vorurteilsbegriff mit übernommen zu haben scheint. Ich verstehe meine Kritik am Antiamerikanismus- bzw. Vorurteilsbegriff aber nicht als Gegenentwurf zur etablierten Vorurteilsforschung, sondern als Versuch, einige Selbstmissverständnisse und Ungenauigkeiten in diesem Forschungsstrang aufzuzeigen. Diese bestehen meiner Ansicht nach wesentlich darin, zu übersehen, dass die definitorischen Bemühungen des Vorurteilsbegriffes immer schon eine gesellschaftlich-politische (d.h. auch normative) Problembestimmung voraussetzen, die weder in den vermeintlich wertneutralen Kategorien von Kognition und Emotion, noch durch einen realistischen ‚Faktencheck‘ angemessen reflektiert wird (vgl. Blumer 1971). Der traditionelle Vorurteilsbegriff setzt also zumindest implizit immer schon voraus, was er in seinen Definitionen ausklammert: dass antiamerikanische Vorurteile nur in ihrer Funktion innerhalb gesellschaftlicher Konflikte um Ungleichheit, Diskriminierung und Exklusion bestimmt werden können, als Vollzugsformen eines fortlaufenden Streits um Gleichheitsvorstellungen, die auf eine spezifische Weise problematisiert werden (vgl. dazu ausführlich Kap. 4).

In der traditionellen Vorurteilsforschung wird diesem Umstand durchaus Rechnung getragen, allerdings i.d.R. gemäß eines kausalistischen Modells: Vorurteile

S. 29). Weiterhin ließe sich einwenden, dass Keohanes und Katzensteins Definition nur scheinbar normativ abstinent ist: Die Unterscheidung von „bias“ (i.e. Voreingenommenheit oder Verzerrung) und bloßer „opinion“ impliziert notwendig einen Normalzustand, von dem das als Antiamerikanismus Problematisierte abweicht. Sie drängt auf die Frage: Abweichung von was bzw. von welcher ‚normalen‘, angemessenen Haltung gegenüber den USA?

werden als Kausalursachen oder Wirkungen von gesellschaftlichen Konflikten oder Gruppenbildungsprozessen analysiert, jedoch unabhängig von diesen definiert. Ich möchte dagegen darauf hinweisen, dass nicht erst das Vorurteil ‚da ist‘, und dann der daraus folgende Konflikt erklärt werden kann (oder umgekehrt), sondern dass Vorurteile unabhängig von ihrem Gebrauch in solchen gesellschaftspolitischen Konstellationen überhaupt nicht bestimmt werden können. Vorurteile sind, mit Adorno, „Problem im emphatischen Sinne“ (Adorno 2003e, S. 551): nicht losgelöst von den gesellschaftlichen Problemzusammenhängen zu definieren, als deren Teil sie auftreten.

2.3.1 Antiamerikanismus ist nicht propositional falsch – Vorurteile als performatives Sprechen

Ist man als ForscherIn genötigt, ein Urteil über den antiamerikanischen oder vorurteilsfreien Charakter bestimmter Redeweisen zu fällen, so schlägt einem die gängige Forschungsliteratur hierzu als ein zentrales Kriterium den propositionalen Gehalt des Gesagten bzw. dessen faktische Geltung vor.⁶ Demnach mögen zwar auch faktisch zutreffende Aussagen in die antiamerikanische Konstruktion eingewoben sein oder ein ‚tatsächlicher‘ politischer Disput als Vorwand für deren Ausdruck dienen: Im Wesentlichen zeichnet sich Antiamerikanismus aber dadurch aus, dass ihm ein ‚realistischer‘ und ‚rationaler‘ Weltbezug fehlt, d.h. die von ihm präsentierten Bilder sind entweder grundlegend falsch oder zumindest verzerrt, logisch inkonsistent, o.ä. So wird Antiamerikanismus bspw. als „Schematismus“ bestimmt, „der die Realitätswahrnehmung grundlegend beeinflusst“ (Beyer 2014, S. 21; vgl. auch Katzenstein und Keohane 2007b, S. 13), als Abneigung gegen Amerika „that often lacks distinct reasons or concrete causes“ (Markovits 2007, S. 17) bzw. als Gegnerschaft gegenüber einem „imaginierten Amerikanismus“, der „gerade nicht in einer tatsächlichen und empirisch nachweisbaren Qualität der Vereinigten Staaten von Amerika“ begründet sei (Schwark 2008, S.20). Antiamerikanismus, so wird also immer wieder betont, zeichnet ein faktisch unwahres Bild der USA oder zumindest „an undifferentiated view of America and the Americans“ (O’Connor 2007b, S. 8).

6 Als Propositionen bezeichnet man die „Inhalte und Objekte von mentalen Akten wie Wollen, Glauben, Hoffen [...] bzw. von Sprechakten wie Behaupten [...] oder Versprechen [...] wobei Sätze mit verschiedener Illokution denselben propositionalen Gehalt haben können“ (Bäuerle 1995). D.h. die Proposition ist derjenige Sinngehalt eines Ausdrucks, der unabhängig davon definiert werden kann, was mit diesem Gehalt in einem bestimmten Äußerungskontext getan wird. So ließe sich bspw. der propositionale Gehalt „ein Glas Wasser“ unabhängig von Äußerungs- und Handlungskontext (Wird eine Bestellung aufgegeben, eine Bitte formuliert, eine Tatsachenfeststellung gemacht?) lexikalisch-semantic definieren und ggf. auf seine angemessene Verwendung prüfen.

Alle diese Bestimmungen setzen somit implizit voraus, dass die Wahrheit bzw. Unwahrheit antiamerikanischer Aussagen wesentlich im Bereich der faktischen Gültigkeit jeweiliger Propositionen zu suchen ist. Sprechakttheoretisch gesprochen, gehen diese Autoren implizit davon aus, dass Antiamerikanismus in erster Linie als konstatives Sprechen (vgl. Austin 2010, S. 27) zu behandeln sei, mit Referenz und Prädikation als zentralen Funktionen: als stellten antiamerikanische Sprechakte vor allem Faktenbehauptungen über Amerika auf, und die Aufgabe der Vorurteilsforschung sei es, diese auf ihre Übereinstimmung mit einer empirischen Realität zu prüfen.

Diese Auffassung soll hier in zweifacher Hinsicht als reduktionistisch problematisiert werden: Zum einen werde ich zeigen, dass propositionale Unwahrheit kein notwendiges Merkmal vorurteiliger Rede darstellt. Zum anderen werde ich argumentieren, dass auch in denjenigen Fällen, in denen antiamerikanische Ausdrücke faktisch falsche Aussagen enthalten, dies kein hinreichendes Kriterium zur Bestimmung von Antiamerikanismus bietet, sondern die Kategorisierung der jeweiligen Aussage als Vorurteil sich an deren rhetorischer Wirkung orientieren muss.

Bzgl. des ersten Arguments ist zunächst festzuhalten, dass die Unterscheidung zwischen falscher oder verzerrter und exakter Darstellungen der USA spätestens dann äußerst schwierig wird, wenn man es mit dem lebendigen Text alltäglicher Rede zu tun bekommt. Dieses Problem, wenngleich im Prinzip unabhängig von der untersuchten Textgattung, intensiviert sich, wenn man nicht mit bewusst ausformulierten, reflektiert argumentierenden Medieninhalten konfrontiert ist, sondern mit den spontan vorgebrachten Rhetoriken, die sich bspw. in Interviewprotokollen finden lassen: „speech acts of ordinary people who don’t hold political office, who are unlikely to have more than the average fifteen minutes of fame in their lives, and who haven’t made a profession out of writing or speaking.“ (Martin 2010, S. 40; vgl. auch Schäuble 2012, S. 87 ff.). Denn zwischen exakter Repräsentation und verzerrter Darstellung verläuft keine klare Trennlinie (vgl. Martin 2010, S. 104; Austin 2010, S. 161 ff.). Zwar gibt es offenkundig faktisch falsche Darstellungen, wie beispielsweise die Behauptung, ‚die Juden‘ kontrollierten die Wirtschaft und Politik der USA. Ebenso mag es Aussagen über die USA geben, die relativ unproblematisch als faktisch zutreffend gelten können, bspw. die Feststellung, dass weite Teile der US-Bevölkerung starke Vorbehalte gegenüber wohlfahrtsstaatlichen Politiken haben (vgl. O’Connor 2003). Zwischen diesen beiden Polen befindet sich aber eine Menge von Aussagen mit maßgeblich rhetorischem Charakter, die also mit Stilmitteln wie Pauschalisierungen, Metaphern, Vergleichen etc. für oder gegen eine Position Argumentieren und so eine normative Zielsetzung verfolgen, die gerade nicht durch Faktenwissen allgemein und unzweifelhaft begründet ist.

Solche normativ-politischen Debatten stellen nun aber keine Ausnahme oder gar Anomalie menschlicher Kommunikation dar, sondern vielmehr den Regelfall. Ja, selbst die oben angeführten Beispiele für faktisch gültige bzw. ungültige Propo-

sitionen werden notgedrungen, sobald sie kommuniziert werden, einen rhetorischen Aspekt bekommen – ich selbst habe sie etwa gerade *als Beispiele* genutzt. Der rhetorisch-performative Charakter menschlicher Interaktion bildet den übergreifenden Rahmen, in dem auch Faktenaussagen erst bedeutsam werden. Die Vorurteilsforschung hat zu lange ihren Begriff maßgeblich auf den Annahmen der faktischen Falschheit und logischen Inkonsistenz aufgebaut und dabei ignoriert, „that most debates among human beings [...] are made in situations of uncertainty of evidence“ (Martin 2010, S. 69) und dass, wie zu ergänzen wäre, selbst das anführen von „evidence“ immer in einem politisch-normativen Kontext geschieht. Innerhalb solcher Diskurse, die nicht allein mit dem befasst sind, was *ist*, sondern mit dem, was *sein sollte*, können rhetorische Strategien sowohl mit faktisch zutreffenden wie unzutreffenden Propositionen arbeiten. Dementsprechend wird man im Material immer wieder auch auf Darstellungen der USA treffen, die offenkundig *nicht* faktisch falsch sind, und dennoch als Teil einer antiamerikanischen Argumentation funktionieren. Dies ist die erste Problematik, für die eine solche rhetorische Perspektive auf vorurteilige Rede sensibilisieren kann: Die Möglichkeit vorurteiliger Gebräuche faktisch wahrer Propositionen.

Soweit wurde argumentiert, dass propositionale Unwahrheit kein notwendiges Kriterium vorurteiligen Sprechens darstellt. Aus den dazu angestellten Überlegungen folgt aber zudem, dass selbst wenn die empirische Unwahrheit einer Proposition festgestellt werden kann, dies noch kein *hinreichendes* Kriterium für den vorurteiligen Charakter der jeweiligen Aussage abgibt. Zum Vorurteil (d.h. zum Gegenstand der Vorurteilkritik) wird eine Aussage nicht, weil sie propositional unwahr ist, sondern weil sie rhetorisch auf ein bestimmtes normativ-politisches Ziel hinarbeitet. Den vorurteiligen Gehalt an der propositionalen Wahrheit einer Aussage festzumachen, ist reduktionistisch. Fasst man Antiamerikanismus als eine Art kognitiven Fehler oder eine irrationale Schlussfolgerung, so sagt man letztendlich vor allem etwas darüber aus, welche Form solche kognitiven Fehler annehmen können, aber kaum etwas über Antiamerikanismus. Anders gesagt: Das Problem am Antiamerikanismus ist nicht, dass Menschen sich irren oder logisch inkonsistent schlussfolgern. Die vorurteilkritische Frage ist grundsätzlich nicht, ob im Antiamerikanismus Amerika *falsch beschrieben* wird, sondern was mit dieser Darstellung Amerikas außer bloßen Beschreibungen *noch getan* wird.

Der rhetorisch-performative Charakter vorurteiliger Rede wurde in der Vorurteilsforschung vor allem in der rhetorischen Psychologie Michael Billigs diskutiert. In seinem Band *Ideology and Opinions* fasst er diesen wie folgt zusammen:

„The problems of rhetoric are of a very different order, for there is no single right answer, whose correctness can be contrasted with the incorrect reasoning lying behind other answers. The problems of rhetoric are not to be solved, or dissolved, decisively by an application of logical procedures. For example, a political disagreement between a left- and a right-winger

does not arise because one side has correctly applied the laws of logic and the other has not. Both sides can argue their case with equal logic consistency, for the difference between them has not arisen from errors of reasoning. Their disagreement will be more basic than that. It will have emerged from genuine social problems or dilemmas, for which opposing solutions can be proposed.“ (Billig 1991, S. 39)

Irrationalität oder faktische Unwahrheit sind also deswegen nicht der richtige Ansatzpunkt für eine Vorurteilkritik, weil das, was als vorurteilige Rede kritisiert werden soll, gerade keine individuelle Abweichung von geltendem Faktenwissen und der Logik des common sense darstellt, sondern vielmehr Ausdruck gesellschaftlicher Probleme und Debatten ist.⁷ Ihre (antiamerikanische) Bedeutung gewinnen Vorurteile demnach erst im Kontext weiterer Diskurse bzw. durch die Weise, wie in Vorurteilsausdrücken auf bestimmte Problemstellungen Bezug genommen wird:

„From this, it could be suggested that we cannot understand the meaning of a piece of reasoned discourse, unless we know what counter-positions are being implicitly or explicitly rejected. In the same way, we cannot understand the attitudes of an individual, if we are ignorant of the wider controversy in which the attitudes are located. In other words, the meaning of a piece of reasoned discourse, or of an expressed attitude, does not merely reside in the aggregation of dictionary definitions of the words used to express the position: it also resides in the argumentative context.“ (Billig 1991, S. 44)

Der vorurteilige Gehalt bestimmter Ausdrücke lässt sich also prinzipiell nicht allein an lexikalisch-grammatischen Inhalten, etwa im Sinne einer Checkliste von Stereotypen, festmachen.⁸ Die Rekonstruktion der Bedeutung antiamerikanischer Sätze schließt in dieser Perspektive immer eine Deutung von dessen Funktion im jeweiligen Äußerungskontext ein.

Ein ähnliches Verständnis der Bedeutung von Vorurteilsausdrücken legt Klaus Holz seiner Antisemitismusanalyse zugrunde: Er kritisiert Nicoline Hartzitz' Analyse des Wortschatzes antisemitischer Texte, in der zunächst einzelne Lexeme aus den Texten gesammelt werden, um diese anschließend gemäß allgemeiner Wort-

7 Das bedeutet nicht, dass Vorurteile nicht als ein *spezifischer* Ausdruck gesellschaftlicher Debatten und Probleme aufzufassen sind. Es heißt aber, dass diese Spezifität nicht durch faktische Unwahrheit oder logische Inkonsistenz bestimmt werden kann.

8 Als ‚lexikalisch-grammatische‘ werden solche Bedeutungserklärungen verstanden, die weitestgehend kontextunabhängig eine typisch-allgemeine Bedeutung von Wörtern und Sätzen festhalten (vgl. Kambartel und Stekeler-Weithofer 2005, S. 48 f.). Die lexikalisch-grammatische Bedeutung eines Satzes ist also diejenige, die wir mithilfe eines Lexikons und einer Grammatik weitgehend unabhängig vom Ausdruckskontext bestimmen können.

bzw. Merkmalsfelder zu gliedern und somit die Grundstruktur der antisemitischen Semantik herauszufiltern. Holz weist diesen Ansatz als „subsumtionslogische Interpretation“ zurück, da die vermeintlich allgemeine lexikalische Semantik der Wortfelder den antisemitischen Texten äußerlich bleibt: „Ob und wie die antisemitischen Texte selbst Ordnungsmuster oder Sinnstrukturen konstituieren, kann nicht aufgezeigt werden, wenn die Texte einem vorgegebenen Ordnungsmuster subsumiert werden.“ (Holz 2001, S. 121 f.) Die Ansätze Holz' und Billigs betonen also, dass die Analyse vorurteiliger Ausdrücke immer eine Interpretation in deren jeweiligem Kontext nötig macht, und dass eine solche Interpretation prinzipiell nicht deduktivistisch konzipiert werden kann.

In ihrer konversationsanalytischen Studie zum Rassismus weißer Neuseeländer (Pakeha) gegenüber indigenen Maori, positionieren sich Margaret Wetherell und Jonathan Potter ebenfalls kritisch gegen die „emphasis on propositions“ (Wetherell und Potter 1992, S. 69) der etablierten Vorurteilsforschung. In großer theoretischer Nähe zu Billigs rhetorischer Psychologie schlagen sie eine funktionalistische Perspektive auf vorurteilige Praxis vor. Wenn Rassismus (und damit Vorurteile überhaupt) weder nach lexikalisch-grammatischen Inhalten, noch nach psychologischen Kriterien bestimmt werden kann, muss die Vorurteilsbestimmung sich an der Wirkung rhetorischer Praxen im Kontext weiterer politischer Streits festmachen:

„None the less, it is possible to hold a distinctive conception of racism – not as an intrinsic property of certain forms of discourse – but as one effect of discursive practice and other social practices. Racist discourse, in our view, should be seen as discourse (of whatever content) which has the effect of establishing, sustaining and reinforcing oppressive power relations between those defined, in the New Zealand case, as Maori and those defined as Pakeha.“ (Wetherell und Potter 1992, S. 70)

Wetherell und Potter Unterscheiden dementsprechend zwischen „interpretative resources“ (ebd.), also bestimmten semantischen Gehalten, z.B. Gruppenstereotypen, und deren Gebrauch in einer jeweiligen rhetorischen Praxis. Rassistische Rede ist dann solche, „which has the effect of categorizing, allocating, and discriminating between certain groups and, in the context of New Zealand, it is discourse which justifies, sustains and legitimates those practices which maintain the power and dominance of Pakeha New Zealanders“ (ebd.).⁹ In dieser rhetorischen oder performa-

9 Es muss an dieser Stelle angemerkt werden, dass die von Wetherell und Potter vorgenommene Bestimmung dahingehend ungenau ist, dass sie „discourse (of whatever content)“ als potentiell rassistisch bestimmen. Es macht hier den Eindruck, als würden die AutorInnen den rassistischen Charakter entsprechender Ausdrücke allein an deren Funktion bzw. Wirkung festmachen wollen. Diese Überbetonung des funktionalen Kontextes würde allerdings ein Problem bei der Unterscheidung unterschiedlicher Vorurteilstypen

tiven Perspektive werden Vorurteile also über den *Gebrauch* bestimmter Semantischer Konstruktionen bestimmt, nicht über deren propositionalen Gehalt. Eine performative Antiamerikanismuskritik zielt dementsprechend weder auf das Lexikon antiamerikanischer Stereotype an sich, noch auf deren Korrespondenz mit einer vom Kritiker zertifizierten ‚Wahrheit über Amerika‘, sondern auf Sprechhandlungen und deren rhetorische Funktionen im Kontext bestimmter politisch-normativer Diskurse.¹⁰

Diese Argumentation greift übrigens auch gegenüber solchen Antiamerikanismusbegriffen, die das Kriterium der faktischen Unwahrheit antiamerikanischer Ausdrücke mit psychopathologischen Begriffen ergänzen. Die Bestimmung von Antiamerikanismus als „obsession“ (Berman 2008, S. 40; Hollander 2004, S. 8; Joffe 2006; Revel 2003), „hysteria“ (Zeldin zit. n. O’Connor und Griffiths 2006, S. 2) oder „paranoid fantasy“ (Berman 2008, S. 41) baut letztendlich genauso auf der Idee einer ungetrübten Wahrnehmung des ‚realen Amerika‘ auf, wie andere korrespondenzlogische Ansätze. Sie fügt dieser Bestimmung lediglich eine psychopathologische Erklärungshypothese hinzu, manchmal vielleicht auch nur eine polemische Spitze. Ein solcher Ansatz ist damit ebenso reduktionistisch wie die zuvor kritisierten und dementsprechend mit denselben zwei grundlegenden Problemen konfrontiert. Er schränkt einerseits den Gegenstandsbereich des Antiamerikanismusbegriffes zu stark ein, indem er nur die „most fanatical haters of America“ (O’Connor 2007b, S. 13) in den Blick nimmt, von denen mit guten Gründen angenommen werden kann, dass sie lediglich eine Teilmenge der antiamerikanisch (sprech-) handelnden Akteure darstellen. Darüber hinaus ist aber eine psychopathologische Bestimmung von Antiamerikanismus gerade auch gegenüber jenen „fanatical haters“ ungenau: Sie fasst das Problem des Antiamerikanismus nicht in seiner politisch-rhetorischen Spezifik, sondern lediglich als Ausdruck einer psychopathologischen Abweichung von einer objektivistisch verbrieften Wahrheit. Es mag zwar in

mit sich bringen. Was eine Aussage antiamerikanisch macht, und nicht etwa sexistisch oder antisemitisch, ist ja gerade das Zusammenspiel bestimmter *Amerikabilder* mit deren rhetorischer Funktion. An anderer Stelle reflektiert Wetherell die Relevanz von Stereotypeninhalten allerdings sehr wohl (vgl. Wetherell 2012, S. 171).

- 10 Eine wichtige Konsequenz dieser performativen Theorieperspektive ist eine verschärfte Reflexion auf die normative Verortung der Vorurteilkritik: Wenn Vorurteile als rhetorisches Problem bestimmt werden, es also nicht um Wahrheit in einem rein propositionalen, faktischen Sinne geht, muss man die eigene normative Position ebenfalls im Kontext politischer Debatten verorten. Die Frage, ab wann ein bestimmtes Sprechen über Amerika als vorurteilige Rhetorik gewertet wird, geht über in die Frage, von welcher (auch normativen) Werte aus man dieses Sprechen problematisiert. Die methodologischen Schwierigkeiten und Chancen einer solchen Perspektive werden in den Kapiteln 3.3 und 4.5 unter sprechakttheoretischen bzw. ideologiekritischen Aspekten beleuchtet.

mancherlei Hinsicht produktiv sein, den Gegenstand antiamerikanischer Vorurteile aus der Perspektive der klinischen Psychologie zu betrachten, dies setzt aber eine genaue Beschreibung des *diskursiv-rhetorischen* Phänomens Antiamerikanismus begrifflich immer schon voraus.¹¹

Wenn es der Vorurteilkritik nicht um den Nachweis einer Korrespondenz oder Nicht-Korrespondenz von vorurteiligen Propositionen und ‚der Realität‘ gehen kann, so folgt daraus ebenso eine Kritik dessen, was Klaus Holz in seiner Antisemitismusanalyse als „Korrespondenztheorien“ vorurteiligen Verhaltens bezeichnet (Holz 2001, S. 62 ff.): Demzufolge können Vorurteile nicht nur nicht als Abweichung von propositionaler Wahrheit bestimmt werden, sie können auch nur sehr bedingt durch die wirklichen Eigenschaften der jeweils im Vorurteil referierten Gruppe (hier: ‚der Amerikaner‘) *erklärt* werden. Holz beschreibt einen solchen Erklärungsansatz wie folgt: „Korrespondenztheoretische Ansätze [...] versuchen, antisemitische Vorurteile aus der Interaktion zwischen ingroup und outgroup, Mehrheit und Minderheit oder aus angeblich tatsächlichen Besonderheiten der Juden, ihrer Berufsstruktur, Religion usw. abzuleiten.“ (Ebd.)

Dennoch sind solche Theorieansätze in der Antiamerikanismusforschung relativ gängig (vgl. kritisch dazu Beyer und Liebe 2014, S. 90 f.; Jaecker 2014, S. 18 f.; O’Connor 2007b, S. 17 ff.). So findet sich immer wieder der Verweis, dass um Antiamerikanismus zu verstehen, man zunächst den existierenden ‚Amerikanismus‘ erfassen und dessen Einfluss auf die Welt prüfen müsse (z.B. Birkenkämper 2006, S. 18 ff.; Crockatt 2003; Johnston 2006; Katzenstein und Keohane 2007b, S. 3; Srp 2005, S. 32 ff.).¹² Antiamerikanismus wird hier als Gegnerschaft gegenüber dem verstanden, was Amerikanismus bzw. Amerika selbst sei: „One cannot have anti-

-
- 11 Man könnte an dieser Stelle einwenden, dass Autoren wie Berman oder Joffe pathologisierende Begriffe nicht im strengen Sinne klinischer Psychologie, sondern vielmehr metaphorisch gebrauchen. Dieser Einwand ist plausibel angesichts der Tatsache, dass z.B. Berman Antiamerikanismus schon im Titel seines Buches als „cultural problem“ beschreibt, und nicht etwa als psychopathologisches Problem. Aber auch ein solcher metaphorischer Gebrauch dient bei Berman und Joffe maßgeblich zur Unterstützung einer vereinfachenden Unterscheidung von wahren und falschem bzw. vorurteiligem und vorurteilsfreiem Sprechen, die, wie ich gezeigt habe, längst problematisch geworden ist.
- 12 Die lexikalisch-semantische Ableitung des Antiamerikanismusbegriffes durch Kombination eines vermeintlich real existierenden ‚Amerikanismus‘ mit der Vorsilbe ‚Anti-‘ weist eine gewisse Verwandtschaft mit bestimmten Missverständnissen des Antisemitismusbegriffes auf. Diese verweisen darauf, dass die Sprachgruppe der ‚Semiten‘ neben Juden noch viele andere ethnische Gruppen umfasse und der Begriff als Bezeichnung für Judenfeindlichkeit daher ungenau sei – wahlweise auch darauf, dass es einen arabischen Antisemitismus nicht geben könne, da ‚die Araber‘ schließlich selbst ‚Semiten‘ seien (vgl. Hahn 2003, S. 21 f.).

Americanism without America.“ (Johnston 2006, S. 9) Dies mag bei oberflächlicher Betrachtung zunächst einleuchtend erscheinen, da Antiamerikanismus natürlich Teil einer Welt ist, in der Amerika existiert und wirkt – ich selbst habe ja gerade dafür plädiert, Antiamerikanismus nicht als bloßen individuellen Wahn zu fassen. Dennoch wird vor dem Hintergrund der oben entwickelten rhetorisch-diskursiven Perspektive eine tiefgreifende Problematik solcher Ansätze erkenntlich. Diese sehen sich zunächst einmal vor die Aufgabe gestellt, ‚die Realität‘ Amerikas oder ‚des Amerikanismus‘ explizieren zu müssen, was sich angesichts der Heterogenität dieser Gegenstände als äußerst schwierige Aufgabe erweisen dürfte (vgl. O’Connor 2007b, S. 17 ff.).¹³ Vor allem aber verfehlen solche Ansätze den *rhetorischen* Charakter antiamerikanischen Sprechens. Sie vernachlässigen die argumentativen Funktionen des Antiamerikanismus, indem sie diese von vornherein auf die Repräsentation einer ‚amerikanischen Realität‘ festlegen. Klaus Holz fasst diese methodische Problematik hinsichtlich einer Analyse des Antisemitismus wie folgt zusammen:

„Gemäß dem korrespondenztheoretischen Ansatz müßte man den Wahrheitsgehalt der Belege [des Antisemitismus, F.K.] im einzelnen prüfen. Damit aber würde man einem ‚notwendigen Schein‘ aufsitzen und bestenfalls eine Widerlegung des Antisemitismus schreiben. Die Scheinhaftigkeit der Belege wäre reduziert auf ihre Unwahrheit, anstatt zu erklären, welchen Sinn gerade diese Belege, seien sie wahr oder unwahr, haben.“ (Holz 2001, S. 65)

Auch Wetherell und Potter weisen darauf hin, dass korrespondenztheoretische Ansätze den ideologischen Gehalt ihres Gegenstandes verfehlen und somit Gefahr laufen, der Selbstdarstellung des Vorurteils als konstativem Sprechen auf den Leim zu gehen:

„One of the dangers with a focus on representation and reality and on truth and falsity, in our view, is that it can sometimes lead to a neglect of the actuality of ideological practice and often to an obsessive concern with defining the content of racism in an a priori fashion.“ (Wetherell und Potter 1992, S. 69)

Das bedeutet nicht, dass die USA, ihre Politik, ihr kultureller und ökonomischer Einfluss, keinerlei Bedeutung für die Analyse antiamerikanischer Sprechakte hätten, aber: „Die Frage nach Korrespondenzen kann erst angemessen gestellt werden,

13 In dieser realistischen Epistemologie von Korrespondenztheorien kündigt sich auch eine Tendenz zu mangelnder Reflexivität bzgl. der rhetorischen bzw. normativen Aspekte ihrer eigenen Sprechakte an (vgl. (Martin 2010, S. 68): Wenn es keine Darstellung der Wirklichkeit gibt, deren Bedeutung nicht auch in rhetorische Zusammenhänge eingebunden ist, so wird die Gegenüberstellung von antiamerikanischem Vorurteil und ‚wissenschaftlicher Realitätsprüfung‘ problematisch.

wenn man sich des Sinnzusammenhangs versichert, in dem Scheinbelege stehen.“ (Holz 2001, S. 66)

Zum Abschluss dieses Abschnitts soll nun noch auf drei Forschungsbeiträge eingegangen werden, die ebenfalls auf einen rhetorisch-performativen Gehalt anti-amerikanischer Rede abzielen, diesen jedoch theoretisch eher randständig behandeln. So verweist Andrei Markovits in seinen Studien zum Antiamerikanismus in Europa darauf, dass sich der anti-amerikanische Gehalt bestimmter Aussagen nicht allein an inhaltlichen Kriterien festmachen lasse: „[...] the important insight that form matters at least as much as substance, indeed that form is often the same as substance.“ (Markovits 2007, S. 16). Neben der inhaltlichen „substance“ spiele ebenso der „tone“ (ebd.) einer Äußerung eine wichtige Rolle, der dieser in einer jeweiligen Situation erst Bedeutung verleihe: „The content defines, but the context lends meaning.“ (Ebd.) Eine weiterführende theoretische Ausführung dieser Unterscheidung sowie der rhetorischen Kategorie des ‚Tons‘ bleibt bei Markovits allerdings aus. Gleiches gilt für seine These, dass im anti-amerikanischen Sprechen typischerweise eine undurchsichtige Vermischung von „what America is“ und „what America does“ stattfinde (ebd., S. 13): Wenngleich sich Antiamerikanismus an der Wirklichkeit amerikanischer Taten orientiere, liege ihm doch eigentlich eine Feindschaft gegen das zugrunde, was als wesenhafte Essenz Amerikas wahrgenommen wird. Die Unterscheidung von „is“ und „does“ läuft parallel zu derjenigen von propositionalem Gehalt und Gebrauch in anti-amerikanischen Äußerungen. Diese greifen demnach Fakten über Amerika auf („what America does“), verwenden sie aber in einer dämonisierenden, essenzialisierenden Argumentation („what America is“). Die praxistheoretischen Anklänge dieser Unterscheidung werden bei Markovits aber nicht weiter ausgeführt, so dass unklar bleibt, in welchem Verhältnis sie zur Annahme einer propositionalen Falschheit des Antiamerikanismus stehen (vgl. die oben zitierte Definition: Antiamerikanismus als „normative dislike of America [...] that often lacks distinct reasons or concrete causes“).

Ein ähnlicher Anklang an praxistheoretische Überlegungen findet sich in Dan Diners Arbeit zum *Feindbild Amerika*:

„Tradition und Wirkung amerikafeindlicher Ressentiments und Befindlichkeiten aufzuzeigen ist ein undankbares Unterfangen. Schließlich sind nicht alle kruden Äußerungen über die USA Ausdruck blinder Phantasie. [...] Die Unterscheidung zwischen amerikanischer Realität und Antiamerikanischer Phantasie wird allein schon dadurch erschwert, dass sich die weltanschauliche Verzerrung an die Fährte durchaus realer Phänomene zu heften weiß. Auch beim kritischen Beobachter führen die Verschränkungen von Ressentiment und Wirklichkeit zu verblüffenden Irritationen – so, als enthalte die ideologische Imagination im Kern doch so manche Wahrheit, eine verstellte Wahrheit sozusagen, die als Trophäe der Entlarvung begierig aufgegriffen und triumphierend vor sich her getragen wird.“ (Diner 2003, S. 24)

Diner trifft implizit eine sprechakttheoretische Unterscheidung von ‚Fakten‘ und dem, was man mit diesen anfangen kann: Die „amerikanische[r] Realität“ wird anti-amerikanisch als „Trophäe der Entlarvung“ gebraucht. Am Beispiel des Schriftstellers Leo L. Mathias bringt Diner diese rhetorische Verbindung von propositionaler Wahrheit und „ideologischer Imagination“ auf die folgende Formel: „Der Erfolgsautor des Antiamerikanismus lügt mit der Wahrheit.“ (Ebd., S. 26). Diese widersprüchliche Figur bewegt sich in großer Nähe zu einem performativen Verständnis vorurteiligen Sprechens: Wenn man die Wahrheit spricht, und dennoch lügt, so kann sich der Akt des Lügens bzw. dessen Falschheit, nicht auf den propositionalen Gehalt der Aussage beziehen, sondern man muss in einem anderen Sinne *unwahr sprechen*.¹⁴

Es liegt nahe, diese Unwahrheit des anti-amerikanischen ‚Lügens mit der Wahrheit‘ in dessen rhetorischem Zweck, die Wirkung in einem gegebenen Äußerungskontext aufzufassen. Es wird also auch von Diner angedeutet, dass es der Antiamerikanismuskritik nicht allein um propositionale Wahrheit und konstative Sprechakte gehen kann. In gewisser Weise wird diese Perspektive in Diners historischen Analysen auch eingelöst: Antiamerikanische Stereotype werde hier in verschiedenen historischen Kontexten hinsichtlich ihres funktionalen Gebrauches interpretiert. Die rekonstruierten Funktionen verbleiben dabei aber immer sehr nah an der Grundthese, Antiamerikanismus als „Ressentiment“ zu lesen, in dem die „Entfremdungserfahrungen der Moderne“ verarbeitet werden (ebd., S. 62 f.): Amerika als „Projektionsfläche für die Abspaltung eigener Negativität“ (ebd., S. 129).

Eine besonders interessante Referenz auf die rhetorischen Aspekte des Vorurteils findet sich in Sebastian Schwarks Studie *zur Genealogie des modernen Antiamerikanismus in Deutschland* (Schwark 2008). Sie ist deshalb von besonderem Interesse, weil Schwark einerseits Antiamerikanismus explizit als „Sprechakt, als sprachliche Handlung“ (ebd., 17) bestimmt und auch den Antiamerikanismusbegriff als „performativ[en]“ Begriff fasst. Jedoch verbindet sich bei Schwark mit diesen Begriffen ein vollkommen anderes Theorieverständnis, als das in der vorliegenden Arbeit explizierte. Unter performativen Begriffen versteht er „politische Kampfbegriff[e]“, die „die empirische Welt in Pole unterschiedlicher Wertigkeit gemäß der Zweckmäßigkeit für politische Ziele“ einteilen (ebd., S. 9 f.). Dementsprechend zielt Schwarks Begriffsbildung darauf ab, den Antiamerikanismusbegriff seines performativen Charakters zu entledigen und stattdessen eine „sachliche[n] Untersuchung“ des Gegenstands zu leisten, die mithilfe eines „nominalistische[n]“ Antiamerikanismusbegriffes operiert:

14 Diner gebraucht das Wort ‚lügen‘ hier also metaphorisch, denn normalerweise impliziert es die bewusste Täuschung darüber, dass eine behauptete Proposition *propositional* falsch ist.

„Die Wissenschaft – auch die Politische Wissenschaft – hingegen macht sich die sachliche Diskussion der empirischen Welt mit Hilfe von wissenschaftlichen Begriffen oder die sachliche Diskussion der Begriffe selbst zum Ziel. Ihre Aufgabe ist die Kritik. Wissenschaftliche Begriffe sind in der Nachfolge Max Webers daher nominalistische Begriffe.“ (Ebd., S. 10)

Bemerkenswerterweise greift Schwark trotz seiner Bestimmung des Antiamerikanismus als „sprachliche Handlung“ und des Selbstverständnisses eines Kritikers keinen der oben zitierten Aspekte einer rhetorisch-diskursiven Perspektive auf. Vielmehr hält er an einer strikten Unterscheidung von wertneutraler wissenschaftlicher Beschreibung und rhetorischem Sprechen fest und bezeichnet seine Begriffsbildung als „nominalistisch“. Wie ich, im Vorgriff auf Argumentationen der Kapitel 3 und 4, kurz darlegen möchte, befindet sich Schwark hiermit auf mehreren Ebenen im Widerspruch zu seiner eigenen Feststellung, es handle sich beim Antiamerikanismus um „Sprechakte“.¹⁵

Hierzu muss man sich zunächst vor Augen führen, was eine nominalistische Theorie der Bedeutung impliziert: Ihre Grundannahme ist, dass die zur Bezeichnung verwendeten Sprachzeichen (hier: ‚Antiamerikanismus‘) mit dem jeweils Bezeichneten in einer „zweistellige[n] Namensrelation“ stehen (Wellmer 2004, S. 32): Begriffe werden einem Gegenstand angeheftet wie Namenstäfelchen. Dabei muss jenes nominalistische Bedeutungsverständnis eine prinzipielle Unabhängigkeit von Zeichen und Bezeichnetem annehmen. Die Dinge, Bilder, Vorstellungen, etc., die in Sprache Bezeichnet werden, existieren diesem Modell zufolge zunächst als außersprachliche. Mit dieser strengen Trennung von Sprache und Ding unterschlägt der Nominalismus in verschiedener Hinsicht, dass sprachliche Bedeutung immer eine *Sprachpraxis* voraussetzt, die weder an einer außersprachlich gegebenen Realität unmittelbar abgeglichen, noch als unabhängig von gesellschaftlichen Praxen insgesamt aufgefasst werden kann. Dies betrifft v.a. den normativen Charakter des (wissenschaftlichen) Sprechens, zu dessen Reflexion es „keinen Archimedischen Punkt“ außerhalb von Sprache gibt, „von dem aus man über ‚richtig‘ und ‚falsch‘ urteilen könnte“ (Wellmer 2004, S. 81). Schwarks Begriffsbildung tut aber letztendlich genau das: Sie arbeitet mit einer strikten Unterscheidung von „performativen“ Sprechakten und den „reinen Konstruktionen“ wissenschaftlicher Beschreibung. Das von Schwark durchaus gesehene „Problem, dass das Verständnis der politischen Probleme, mit denen sie [die Politikwissenschaft, F.K.] sich auseinandersetzt,

15 Dabei scheint mir die methodologische Anlage seiner Arbeit weit weniger von der meinen entfernt, als deren nominalistisches Selbstverständnis vermuten lassen könnte. Tatsächlich tut Schwark methodisch etwas sehr ähnliches, wie die vorliegende Arbeit: Er nimmt seinen Ausgangspunkt bei bestehenden antiamerikanischen Motiven bzw. Antiamerikanismusbegriffen, die er dann anhand von Dokumentenanalysen in ihren flexiblen und verschiedenartigen Gebräuchen untersucht.

durch politische Begriffe vorstrukturiert ist“ (Schwark 2008, S. 10), lässt sich aber nicht durch eine ‚Ausschaltung‘ der performativen Aspekte des eigenen Sprechens lösen, sondern nur durch deren kritische Reflexion (vgl. dazu ausführlich die Kap. 3.3 und 4.5).

Wenngleich also Markovits, Diner und Schwark den rhetorisch-performativen Gehalt antiamerikanischer Vorurteile thematisieren, wird dieser von ihnen theoretisch nicht ausgearbeitet. Die performative bzw. praxistheoretische Grundlage der Antiamerikanismuskritik weiter auszuarbeiten, ist eines der Kernanliegen der vorliegenden Arbeit. Dies ist deswegen ein zentraler Aspekt der Begriffsbildung, und keine theoretische Pedanterie, weil hiermit das Wechselverhältnis von Gegenstand und Beobachtung, von antiamerikanischem Sprechen und Sprechen über Antiamerikanismus, als methodologische Grundlage der Vorurteilkritik klarer hervortritt. Wie die Ergebnisse der qualitativen Empirie in Kapitel 7 zeigen, eröffnet eine solche methodologische Selbstverständigung auch empirisch neue Perspektiven.

2.3.2 Antiamerikanismus ist nicht gleich Feindschaft oder Aversion

Das zweite wichtige Kriterium, das in der Forschungsliteratur zur Bestimmung von Antiamerikanismus genannt wird, ist dessen abwertende oder feindselige Haltung. Im vorigen Abschnitt wurde gezeigt, dass der Sinngehalt antiamerikanischen Handelns nicht losgelöst von dessen performativer Komponente zu fassen ist und somit auch eine normative Bestimmung des funktionalen Gebrauches bestimmter Amerikastereotype erfordert: Wenn antiamerikanisches Sprechen nicht primär aus konstativen Akten besteht und deren Unwahrheit somit nicht an der faktischen Geltung der Propositionen festgemacht werden kann, muss die Vorurteilkritik an anderen Formen der Performanz und deren normativem Gehalt ansetzen. Was also *tut* Antiamerikanismus und warum richten wir unsere Kritik gegen dieses Tun?

Die Abwertung oder Anfeindung einer amerikanischen Outgroup scheint auf den ersten Blick eine einfache Antwort auf diesen Frage zu geben: Wer andere abwertet oder anfeindet, verhält sich in einer zumindest potentiell verletzenden Weise und die Kritik eines solchen Verhaltens scheint allein dadurch schon gerechtfertigt. Genauere Betrachtungen der negativen Valenz von Vorurteilen haben aber ergeben, dass es sich auch mit diesem Aspekt nicht so eindeutig verhält, wie häufig angenommen (Dixon et al. 2012; Glick und Fiske 2012; Jackman 1994; Rudman 2005).

Wie im Folgenden gezeigt wird, lassen sich auch gegen das Kriterium der Feindseligkeit die beiden oben entwickelten Einwände in Stellung bringen: Weder muss antiamerikanisches Sprechen notwendig abwertend oder gar feindselig sein, noch gibt die bloße Feststellung einer solchen negativen Haltung bereits ein überzeugendes Kriterium für die Vorurteiligkeit antiamerikanischer Rede ab. Zumindest

der erste dieser beiden Einwände ist in der Antiamerikanismusliteratur bereits wiederholt zum Thema geworden. So betonen einige AutorInnen, dass Antiamerikanismus häufig durch eine Gleichzeitigkeit von positiven und negativen Haltungen gegenüber den USA geprägt ist (vgl. Chiozza 2009, S. 59 ff.; Diner 2003, S. 66 ff.; Jaecker 2014, S. 146 ff.; Kane 2006). Dennoch folgt daraus in der Regel keine grundlegende Neujustierung der Antiamerikanismusdefinition. Es bleibt bei der ‚klassischen‘ Bestimmung des Vorurteils als einer ablehnenden oder feindlichen Haltung. Die Antiamerikanismus-als-Vorurteil Perspektive weicht insofern nicht von dem theoretischen Standard ab, den die Sozialpsychologen John Dixon und Mark Levine für die Vorurteilsforschung insgesamt feststellen:

„For much of the history of prejudice research [...] prejudice has been defined as a kind of generic affective response towards members of other groups, which varies in intensity from low to high and is in practice defined by its negative valence (even if textbook discussions dutifully remind readers that prejudice can, in principle, involve warm as well as hostile feelings). [...] In a nutshell, prejudice occurs when ‚we‘ dislike ‚them‘ and don’t have a sensible reason for doing so.“ (Dixon und Levine 2012b, S. 10)

So wird auch in der Antiamerikanismusforschung neben dem propositionalen Gehalt antiamerikanischer Aussagen deren negative Valenz zu einem zentralen Stützpfeiler des Konzeptes. Dies gilt häufig gerade auch für diejenigen Ansätze, die zugleich auf die Ambivalenz antiamerikanischer Zuschreibungen hinweisen. So hält Dan Diner fest, „das Element einer ambivalenten, vornehmlich aber feindseligen und durch Angst bestimmten Reaktion auf die Moderne“ sei in verschiedenen historischen Formen antiamerikanischer Ausdrücke fortlaufend zu finden (Diner 2003, S. 9). Giacomo Chiozza betont zwar, dass die öffentliche Meinung gegenüber Amerika „takes a loose and multi-faceted form in which negative and positive elements coexist with no apparent tensions“ (Chiozza 2009, S. 4), definiert dann aber Antiamerikanismus als „low opinions“ bzgl. der USA. Der Literaturwissenschaftler Jesper Gulddal betont in seiner Studie zu literarischem Antiamerikanismus zwar die Wichtigkeit, das empirische Material nicht allein auf die „extreme and unambiguous [...] examples“ zu reduzieren, bleibt aber bei der Einschätzung, dass „even in its less radical forms, anti-Americanism involves an undifferentiated hostility directed not at specific aspects of the country, but generalized into an all-encompassing attack on American civilization.“ (Gulddal 2011, S. 5 f.). Der Politikwissenschaftler Gregory Johnston ersetzt die Frage nach einem Abgrenzungskriterium von antiamerikanischem Vorurteil und Amerika-Kritik durch einen fließenden Gradunterschied zwischen beiden, und setzt die negative Valenz als *einziges* Unterscheidungsmerkmal ein: „According to the theory presented, the only thing separating anti-Americanism from pro-Americanism is valence. They are not fundamentally different.“ (Johnston 2006, S. 30) Dementsprechend konzentriert sich auch seine

Definition auf den Aspekt negativer Bewertung: „anti-Americanism represents a broad disposition toward negative evaluations of that which is perceived as ‚American‘.“ (Ebd., S. 41)¹⁶

Es geht mir an dieser Stelle nicht darum, in Zweifel zu ziehen, dass antiamerikanische Äußerungen häufig abwertende oder feindliche Stereotype beinhalten werden. Auch die Antiamerikanismen, die im Interviewmaterial der vorliegenden Studie rekonstruiert wurden, zeichnen sich überwiegend durch eine abwertende oder zumindest skeptisch-distanzierte Haltung aus. Worauf ich hinweisen möchte ist aber, dass die Konzentration des vorurteilskritischen Blicks auf abwertende Stereotype dessen Sicht auf die Funktionsweisen antiamerikanischer Rede eher verstellt als schärft. Wie bereits angerissen, gilt dies wiederum in zweifacher Hinsicht: Einerseits geraten antiamerikanische Sprachgebräuche aus dem Blickfeld, die nicht als Abwertung oder Feindschaft bestimmt werden können. Bspw. bleibt die stabilisierende Funktion, die Amerikaklischees für eine nationalistische Weltsicht haben können, mit der aber nicht notwendig eine Abwertung von Amerikanerinnen und Amerikanern einhergehen muss, unberührt (vgl. Kap. 7.2.2). Andererseits scheint mir die Konzentration auf Feindschaft und Abwertung eine genauere Auseinandersetzung mit der Frage nach dem (normativen) sozialtheoretischen Ansatzpunkt der Vorurteilskritik zu behindern. Sie fungieren oft als handlicher Ersatz für eine differenzierte theoretische Bestimmung dessen, was (antiamerikanische) Vorurteile überhaupt zum Gegenstand der Kritik werden lässt. Zwar werden empirische Analysen antiamerikanischer Äußerungen meist auch mit funktionalen Deutungen verknüpft, bspw. deren Funktion für eine europäische Identitätskonstruktion oder der Bearbeitung erinnerungspolitischer Probleme (z.B. Markovits 2007; Markovits und Rensmann 2007). Dennoch gehen die diesen Analysen zugrunde gelegten Definitionen in der Regel von einer Aversion gegen die USA aus. Der Tatbestand aber, dass jemand eine Aversion gegenüber einem Objekt oder einer Gruppe hat, ist an sich noch kein Kriterium für vorurteiliges Handeln.

John Dixon und Kollegen haben kürzlich in einer vielbeachteten Publikation zum Vorurteilsbegriff auf dieses Defizit der klassischen Theorieansätze der Vorurteilsforschung hingewiesen: Zwar habe diese in ihrer bis ins frühe 20. Jahrhundert zurückreichenden Tradition zahlreiche ausgefeilte Kategorisierungsschemata und

16 Dies funktioniert bei Johnston unter der Prämisse, dass er Antiamerikanismus rein formal als jegliche gegen Amerika gewandte Position definiert: „We define anti-Americanism as ‚a systematic negative normative evaluation of the United States‘. This definition does not preclude either anti-American prejudice or nuanced evaluation reflecting measured policy disagreements. It encompasses both.“ (Ebd., S. 19) Antiamerikanismus ist in diesem Fall also nicht unbedingt als Vorurteil bestimmt. Der theoretische Nutzen eines solchen Antiamerikanismusbegriffs jenseits der Unterscheidung von vorurteiligem und nicht vorurteiligem Sprechen erscheint indessen äußerst fragwürdig.

Erklärungsansätze in verschiedensten Disziplinen von der Soziologie bis zur Neuropsychiologie entwickelt, die Konzeption des gesellschaftlichen Problems, von dem die Vorurteilsforschung ausgeht, sei hingegen kaum jemals revidiert worden: „Notwithstanding this historical and conceptual complexity, at the heart of most prejudice research is a deceptively simple question: Why don't we like one another?“ (Dixon et al. 2012, S. 413) Und auch in den Interventionsprogrammen die aus der Vorurteilsforschung hervorgegangen sind, sei über unterschiedliche Ansätze hinweg ein Konsens zu erkennen, demzufolge es um eine Reduktion von Vorurteilen gehen müsse, nach der Grundfrage: „How can we get individuals to think more positive thoughts about, and hold more positive feelings towards, members of other groups? In short, how can we get people to like each other?“ (Ebd.)

Die Autoren zeigen daraufhin am Beispiel von interethnischen und Geschlechterverhältnissen, dass hierarchisierende und unterdrückende Praxen keineswegs notwendig mit abwertenden Stereotypen einhergehen müssen sowie, dass auch benevolente Handlungen, etwa Hilfeleistungen, „may service relations of domination in varying ways, depending on the prevailing ideological conditions“ (ebd., S. 416). Entscheidend für die Vorurteilsbestimmung ist für Dixon und Kollegen also nicht die (negative) Valenz vorurteiliger Ausdrücke, sondern die „ideological conditions“, in deren Kontext bestimmte Gruppenstereotype diskriminierende Effekte zeitigen. Damit verschiebt sich auch der begriffliche Fokus der Vorurteilsbestimmung von einer psychologischen Definition der kognitiven oder affektiven Komponenten bestimmter Praxen, hin zu deren Effekten hinsichtlich der Strukturen von Ungleichheit und Herrschaft einer Gesellschaft. Damit verweisen die Autoren indirekt auf Diskriminierung und Ungleichheit als Grundlage des Vorurteilsbegriffs. Sie bewegen sich also, ähnlich wie die vorliegende Arbeit, im Rahmen einer Vorurteilsforschung mit einer „functionalist emphasis on the social and psychological processes that serve to reproduce unequal social relations“ (ebd., S. 421).¹⁷

2.3.3 Antiamerikanismus ist nicht notwendig eine geschlossene Weltanschauung

In den vorigen beiden Abschnitten wurden der propositionale Gehalt bzw. die faktische Geltung von Aussagen über Amerika sowie deren negative Valenz als Kriterien für deren vorurteiligen Charakter aus theoretischen sowie empirischen Gründen zurückgewiesen. Neben faktischer Unwahrheit und negativer Valenz findet sich als

17 Wenn auch vor einem anderen theoretischen Hintergrund, nehmen Dixon und Kollegen damit eine Perspektive auf Vorurteile ein, die dem diskurstheoretischen Ansatz von Wetherell und Potter sehr nahe kommt. Diese haben Rassismus aufgefasst als “discourse (of whatever content) which has the effect of establishing, sustaining and reinforcing oppressive power relations“ (Wetherell und Potter 1992, S. 70).

drittes zentrales Kriterium vieler Antiamerikanismusdefinitionen eine weltanschauliche Geschlossenheit antiamerikanischer Vorurteile. Es wird angenommen, dass es sich beim Antiamerikanismus um ein konsistentes Schema von Wahrnehmungs- und Deutungsmustern handelt, das den Blick der antiamerikanisch Handelnden auf das Weltgeschehen umfassend prägt.

Markovits zufolge ist Antiamerikanismus nicht nur hinsichtlich des darin gezeichneten Amerikabildes als „generalized and comprehensive normative dislike“ (Markovits 2007, S. 17) zu bezeichnen, sondern nimmt auch in seiner weltanschaulichen Funktion die Geschlossenheit eines „Ismus“ an, „den Institutionalisierung und Nutzung zu einer modernen Ideologie machen.“ (Markovits 2004, S. 17). Russell Berman sieht im Antiamerikanismus ebenfalls ein totalisierendes Denksystem, welches „involves a global judgment, an enormous stereotype, driven by fears regarding democracy and capitalism.“ (Berman 2008, S. 63). Auch Jesper Gulddal attestiert dem Antiamerikanismus jenen weltanschaulich geschlossenen Charakter und bestimmt ihn als „a chauvinistic denunciation of America as a whole, raised to the status of an ideology“ (Gulddal 2011, S. 4). Nach diesen Beschreibungen tritt Antiamerikanismus als ein konsistentes Schema in den Wahrnehmungen und Urteilen von antiamerikanisch handelnden Akteuren auf, das relativ unabhängig von situativen Ausdruckskontexten ist. Diese Eigenschaft wird häufig mit den Begriffen „Weltanschauung“ oder „Ideologie“ bezeichnet (vgl. Friedman 2012, S. 7 f.; Jaeger 2014, S. 287 ff.; O’Connor 2007b, S. 15 ff.). Aber auch in den in Abschnitt 2.2.2 beschriebenen explizit vorurteilstheoretischen Ansätzen finden sich ähnliche Konzeptionen von Antiamerikanismus als „Schematismus“ der Wahrnehmung, der eine „nichtsituative und essenzialistische Bewertung“ verschiedenster Sachverhalte bedingt (Beyer 2014, S. 21 f.; vgl. auch Katzenstein und Keohane 2007b, S. 13).

Diese These der weltanschaulichen Geschlossenheit stellt jedoch eine unzulässige Vereinfachung der vorurteiligen Sprachpraxis dar. Es gilt also auch hier, was Margaret Wetherell für die sozialpsychologische Vorurteilsforschung insgesamt feststellt:

„The most integrated form of prejudice talk appears, of course, within the texts of social psychology. The ‚lived ideology‘ is, as usual, much more fragmented, piecemeal and contradictory, caught up as it is in the kaleidoscope of common sense.“ (Wetherell 2012, S. 158)

Ähnliche Positionen wurden zuletzt vermehrt in der Forschung zu antisemitischer Alltagskommunikation stark gemacht (Mansel und Spaiser 2012; Schäuble 2012; Scherr und Schäuble 2006). Aber auch in der Antiamerikanismusliteratur selbst ist die Idee einer konsistenten antiamerikanischen Weltanschauung nicht unwidersprochen geblieben. So stellt Dan Diner bspw. fest:

„Antiamerikanismus tritt nicht als geschlossene und sich auf den ersten Blick als solche zu erkennen gebende Weltanschauung auf, sondern legt sich als Schleier unterschiedlicher Konsistenz auf in den Vereinigten Staaten tatsächlich anzutreffende oder ihnen auch nur zugeschriebene Phänomene von Politik, Kultur und Alltagsleben.“ (Diner 2003, S. 8)

Tobias Jaecker verweist auf Inkonsistenzen im antiamerikanischen Diskurs und empfiehlt eine dementsprechende Skepsis vor universalisierenden Bestimmungen dessen als umfassende „Weltanschauung“ oder „Ideologie“. Demzufolge

„sind derart geschlossene antiamerikanische Weltbilder im medialen Diskurs nur vereinzelt zu finden. Wie die Analysen ergeben haben, überwiegt insgesamt die fragmentarische Form des Antiamerikanismus. Einzig im wirtschaftlichen Diskursbereich sind wiederholt Aussagen und Texte zu finden, die geschlossenen Charakter haben und den ganzen wirtschaftlichen Lauf der Welt mit Amerika erklären. In den Debatten zur Politik wiederum ist eine annähernd geschlossene Deutungsweise allenfalls im Zusammenhang mit außenpolitischen Themen festzustellen.“ (Jaecker 2014, S. 289)

Die Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata antiamerikanischer Vorurteile zeichnen sich demnach also weniger durch einen strikten Schematismus, sondern eher durch eine Art „flexible coherence“ aus, wie O’Connor im Anschluss an den Politikwissenschaftler Michael Freedman formuliert (O’Connor 2007b, S. 16). Ähnlich urteilt Giacomo Chiozza, Antiamerikanismus sei „a loosely constrained belief system“, das maßgeblich durch eine Ambivalenz von Einstellungen und variable politische Kontextbedingungen geprägt ist (Chiozza 2009, S. 199).

Eine systematische Einbindung dieses Befundes in die Theoretisierung und empirische Analyse von Antiamerikanismus bleibt in der Regel aber aus. Klaus Baethge und KollegInnen bilden hier mit ihrer Studie zu *Antiamerikanismus in der Krise* eine Ausnahme, indem sie eine funktionalistische Theorieperspektive vorschlagen, die die Fragmentierung und Flexibilität antiamerikanischer Vorurteile ins Zentrum der Analyse rückt. Ihr Ansatz ist zusätzlich mit einer methodischen bzw. methodologischen Kritik verknüpft, die maßgeblich auf einen Mangel qualitativ-interpretativer Studien zum Thema abzielt. So beklagen die AutorInnen „das Fehlen sozialwissenschaftlicher Untersuchungen zum Antiamerikanismus im Alltag“ (Baethge et al. 2010, S. 366). Empirische Forschung zum Antiamerikanismus arbeite nahezu ausnahmslos entweder mit standardisierten Instrumenten, meist im Rahmen von Surveys, oder konzentriere sich, sofern qualitative Analysemethoden zum Einsatz kommen, auf massenmediale Debatten. Durch diese Empirie- bzw. Materialarten könne aber die Frage nicht beantwortet werden, „ob, und wenn ja, wie antiamerikanische Wahrnehmungsmuster sich den Teilnehmern als subjektiv funktionale Deutungen ihrer sozialen Erfahrung anbieten und wie die bestehenden Deutungsangebote aufgegriffen und umgearbeitet werden“ (ebd., 368). Stattdessen setze die For-

schung in der Regel eine weltanschauliche Konsistenz und Funktionsweise antiamerikanischer Vorurteile voraus, ohne deren Funktionieren jenseits von Survey-Items, Presseartikeln und Politikeräußerungen jemals systematisch empirisch zu beobachten. So ist „die sozialwissenschaftliche Antiamerikanismus-Forschung von einer kanonisierten Begriffsbestimmung geprägt [...], die sich allein auf die antiamerikanischen Inhalte konzentriert und eine darüber hinausgehende funktionale Bestimmung des Antiamerikanismus vernachlässigt“ (ebd., S. 367).

Dem setzen Baethge und KollegInnen ein Verständnis von Antiamerikanismus entgegen, in dem dieser nicht als isoliertes Phänomen, sondern als „Element eines Sets alltagspraktischer Bewusstseinsformen der Welterklärung und Handlungsorientierung“ begriffen wird (ebd.). Diese Theorieanlage, die sich an Detlev Claussens Begriff der „Alltagsreligion“ orientiert, entspricht in vielerlei Hinsicht der oben umrissenen funktionalen Perspektive auf Vorurteile. Auch dort wird die Frage nach dem Sinngehalt antiamerikanischer Ausdrücke nicht an Stereotypeninhalten, deren negativer Valenz oder weltanschaulicher Geschlossenheit festgemacht, sondern am Gebrauch, den bestimmte Stereotype in einem jeweiligen Funktionskontext finden.

Ein zentrales Ergebnis der von den AutorInnen durchgeführten Gruppendiskussions-Studie ist, dass sich antiamerikanische Redeweisen in alltäglichen Gesprächen kaum je zu geschlossenen Welterklärungen verdichten:

„Für die Alltagskommunikation muss eher von einem stark fragmentarischen, lediglich stichwortartigen Abrufen oder Einwerfen von Antiamerikanismen ausgegangen werden. Die pauschal abwertende Erwähnung der USA dient dabei häufig lediglich zur Konsensbildung und wird nicht zum Welterklärungsmodell ausgeweitet.“ (Ebd. 382)

Demzufolge lassen sich in den von Baethge und KollegInnen erhobenen Gruppendiskussionen zwar spezifische Funktionen antiamerikanischer Rede rekonstruieren; zugleich jedoch scheinen die Gebräuche gängiger Amerikastereotype „weitaus offener für subjektive und situative Umschriftungen [...], als dies die bisherige Forschung vermuten ließe“ (ebd.). Die Funktionen antiamerikanischer Rede sind also, wie Baethge und KollegInnen argumentieren, ein unverzichtbares Moment der Bestimmung antiamerikanischer Sinngehalte.

Ein weiterer Aspekt, der im Rahmen der Inkonsistenz antiamerikanischer Vorurteile von Baethge und Kollegen diskutiert wird, ist eine gewisse normative Ambivalenz oder negative Selbstbezüglichkeit, die mit dem Gebrauch antiamerikanischer Stereotype einhergeht. In den Gruppendiskussionen wurde beobachtet, dass antiamerikanische Sprechweisen häufig in Form eines Witzes oder einer ironischen Bemerkung eingebracht werden, so dass das gebrauchte Amerikaklischee durch die Art seines Vortrages gleichzeitig in Frage gestellt wird. Auf diese Weise gelingt es den SprecherInnen, gleichzeitig eine vorurteilige Funktion zu erfüllen, etwa die per-

sonalisierende Erklärung der Finanzkrise, und sich dennoch von vorurteiligem Sprechen zu distanzieren (vgl. Baethge et al. 2010, S. 275 ff.).

„Es scheint, als wären die Witze auch Ausdruck einer Hilflosigkeit der Teilnehmer: Zwar glauben sie selbst nicht so recht an die antiamerikanischen Stereotype, aber andere Erklärungen haben sie auch nicht. Anscheinend kann auf die stereotype Reduktion nicht verzichtet werden, obwohl man sich als über derartige Simplifizierungen überlegen präsentieren muss. [...] Die Komplexitätsreduktion der Wirklichkeit, die Attraktivität einer klaren Aussage und Position zu einem verwickelten Sachverhalt, die gleichzeitig die eigene Wir-Gruppe von negativen Aspekten entlastet – all diese attraktiven Momente des Antiamerikanismus können erhalten bleiben, ohne dass man sich dem Vorwurf des antiamerikanischen Ressentiments aussetzt.“ (Ebd., S. 376)

Das rhetorische Manöver, das hier am Beispiel des Witzes bzw. der Ironie diskutiert wird, ist in der rhetorischen Psychologie Michael Billigs ausführlich beschrieben worden. Wie oben in Abschnitt 2.3.1 bereits ausgeführt, besteht ein zentrales Argument Billigs darin, dass Vorurteile nicht als individuelle Einstellungen aufgefasst und auf ihre faktische Gültigkeit und logische Konsistenz hin beurteilt werden können, sondern dass diese als Ausdruck politisch-normativer Diskurse aufgefasst werden sollten, auf die vorurteiliges Sprechen sich rhetorisch bezieht. Die Struktur solcher Diskurse ist grundsätzlich „dilemmatic“, und durch „contrary themes“ geprägt (Billig 1991, S. 21; vgl. auch Martin 2010, S. 76 ff.). In diesem Sinne weisen auch Vorurteile bzw. die Probleme, die auf vorurteilige Weise verhandelt werden, eine widersprüchliche Struktur auf. Vorurteiliges Sprechen ist nach Billig also Ausdruck einer widersprüchlichen normativen Konstellation des gesellschaftlichen Common Sense, in dem es doppelt sanktioniert wird: „It is sanctioned to the extent that it is allowed and it is sanctioned to the extent that it is penalized.“ (Billig 2012, S. 144) Dies führt dazu, dass vorurteiliges Sprechen widersprüchliche Normen zu vereinen sucht, indem es sich selbst gleichzeitig als vorurteilsfrei präsentiert: „The attitudes held by the modern racists are deracialized in that the attitudes are justified by traditional values, such as equality and fairness, and not by overt racial themes.“ (Billig 2012, S. 140 f.)¹⁸

Entscheidend ist für die rhetorische Perspektive, dass die Beteuerung der eigenen Vorurteilsfreiheit nicht als bewusstes „impression management“ gedeutet wird, um von einer tiefer liegenden, ‚eigentlichen‘ Einstellung abzulenken (ebd., S. 142 ff.): „In some instances, this manoeuvre might be made to save face – but more commonly, it may express a sincere conviction that what one has to say is not ra-

18 In der sozialpsychologischen Vorurteilsforschung wird diese normative Ambivalenz des Vorurteils als „motivation to control prejudice“ diskutiert (Dunton und Fazio 1997; vgl. auch Plant und Devine 2009; Sommers und Norton 2006).

cism, despite the possibility of it being construed as such.“ (Martin 2010, S. 108) Nicht nur liegen vorurteiligem Sprechen also widersprüchliche normative Konstellationen zugrunde, sondern diese drücken sich im vorurteiligen Sprechen auch aus: Dieses ist demnach typischerweise durch eine negative Reflexivität gekennzeichnet, durch die es sein eigenes vorurteiliges Potential zugleich anerkennt und zu negieren sucht. Diese selbstrechtfertigende Struktur vorurteiligen Sprechens wird in Kapitel 4.5 und 4.6 mit den Begriffen der Ideologie und der Kommunikationslatenz genauer gefasst. An dieser Stelle sei zunächst nur festgehalten, dass antiamerikanische Vorurteile auch durch negative Selbstbezüglichkeit von einer konsistenten Weltanschauung abweichen können.

Wenn also so etwas wie eine weltanschauliche Funktion des Antiamerikanismus existiert, dann nicht im Sinne von Eindimensionalität und Universalität eines negativen Gesamtbildes der USA, sondern als flexibles ideologisches Navigieren widersprüchlicher normativer Orientierungen. Weltanschauliche Erklärungsfunktionen des Antiamerikanismus mögen in einem Äußerungskontext oder thematischen Zusammenhang auftreten, in anderen aber ausbleiben. Wenn sie aber auftreten, so wird ihre welterklärende oder orientierungssichernde Funktion sich oftmals zugleich dagegen absichern, als vorurteilige Weltanschauung zu erscheinen – und zwar nicht nur nach außen hin, vor den jeweiligen Gesprächspartnern, sondern häufig auch vor sich selbst: „the speaker, in a real sense, is literally engaging in self-justification: the self is being justified by the self to the self.“ (Billig 2012, S. 146).

Es kann also festgehalten werden, dass antiamerikanische Vorurteilsäußerungen in dreifacher Weise von der Form einer konsistenten Weltanschauung oder eines geschlossenen Denksystems abweichen: Einerseits treten sie *fragmentiert* auf, d.h. wenn in einer Situation eines Kommunikationszusammenhanges antiamerikanische Rhetoriken gebraucht werden, geht damit nicht notwendig auch ein solcher Sprachgebrauch in anderen Kommunikationssituationen einher (vgl. Kap. 7.5.1). Andererseits tauchen in den qualitativen Analysen der vorliegenden Studie häufig *ambivalente* antiamerikanische Äußerungen auf. So verweisen viele Interviewteilnehmende im unmittelbaren Zusammenhang mit abwertenden Haltungen gegenüber ‚den Amerikanern‘ darauf, dass sie bestimmte Aspekte an den USA durchaus als positiv empfinden (vgl. Kap. 7.2.2 und 7.5.2). Und schließlich kann für die Gebräuche antiamerikanischer Rhetorik eine größere *Flexibilität* der funktionalen Einbettung festgestellt werden, als in der Forschung häufig angenommen. So können antiamerikanische Sprechweisen bspw. nicht nur mit der Funktion einer Konturierung und Aufwertung nationaler oder ethnischer Identität einhergehen, sondern auch im Kontext lokalpatriotischer Identitätskonstruktionen auftreten (vgl. Kap. 7.5.2). In der Antiamerikanismusliteratur finden derartige Befunde bislang aber wenig Berücksichtigung, was immer wieder zu einer „problematischen Vereindeutlichungs“ des Antiamerikanismusbegriffes führt, wie Albert Scherr sie für den Antisemitismusbegriff konstatiert (Scherr und Schäuble 2006, S. 56).

2.3.4 Antiamerikanismus ist als individualpsychische Disposition unterbestimmt

In ihrem Artikel *Anti-Americanism in Europe: Theoretical Mechanisms and Empirical Evidence* (Beyer und Liebe 2014) verweisen Heiko Beyer und Ulf Liebe nachdrücklich auf die Relevanz einer klaren Unterscheidung von Antiamerikanismus und legitimer Amerikakritik. Sie verstehen ihr Antiamerikanismuskonzept als Beitrag zur Überwindung eines „political reductionism“ in der Antiamerikanismusliteratur (ebd., S. 91), demzufolge Antiamerikanismus in erster Linie eine „response to actions performed by the United States“ darstellt (ebd., S. 90). Um eine klare Trennlinie zwischen Vorurteil und ‚bloßer Meinung‘ ziehen zu können, formulieren sie als Kriterium die Konsistenz der antiamerikanischen Einstellung: „We therefore advocate using the term ‚anti-Americanism‘ solely for coherent negative attitudes.“ (Ebd., S. 91) Die Frage nach der Bedeutung des Antiamerikanismusbegriffes wird hier gleichbedeutend mit der Frage, ab wann man eine Person als ‚Antiamerikanerin‘ bzw. ‚Antiamerikaner‘ einstufen kann. Beyer und Liebes Antwort lautet: „an individual is to be labelled ‚anti-American‘ only if we find a coherent attitude structure.“ (Ebd.) Ist aber diese Eingrenzung des Antiamerikanismusbegriffes auf den Einstellungsbegriff ein geeignetes Kriterium, um Vorurteil von ‚bloßer Meinung‘ zu unterscheiden?

Ich möchte zeigen, dass ein zu enger psychologischer Fokus dazu führt, dass die Vorurteilskritik wichtige Aspekte ihres Gegenstandes ausblendet. In gewissem Sinne kann man sagen, dass Beyer und Liebe mit ihrem Vorschlag, einen politischen Reduktionismus zu überwinden, diesen durch einen psychologischen Reduktionismus ersetzen. Demgegenüber möchte ich im Sinne eines performativen Antiamerikanismusbegriffes ein Primat der Praxis stark machen. Nicht erst die Unterscheidung konsistenter und inkonsistenter psychologischer Dispositionen ermöglicht die Trennung von Antiamerikanismus und nicht-Antiamerikanismus; sondern die psychologische Unterscheidung hat die letztere vielmehr schon zur Bedingung. Erst wenn wir wissen, was eine antiamerikanische Äußerung ist, können wir sagen, dass jemand mehr oder weniger häufig bzw. konsistent solche Äußerungen tätigt, und somit auf dessen kohärente Einstellung schließen. Genau darin besteht der Reduktionismus psychologischer Vorurteiskonzepte: Sie versuchen das Phänomen ‚Vorurteil‘ als spezifische Form eines allgemeineren Phänomens ‚Einstellung‘ zu erörtern, verlieren dabei aber die Spezifika des jeweiligen Vorurteils aus dem Blick. Anders formuliert: Vorurteile als Einstellung zu definieren, sagt mehr darüber aus, welche Formen Einstellungen annehmen können, als darüber, was das jeweilige Vorurteil charakterisiert.

Implizit wird diese Problematik im Artikel von Beyer und Liebe selbst thematisiert: So erkennen die Autoren die Verbreitung von „ambivalent rather than outright

negative attitudes“ durchaus an, beharren aber darauf, dass solche ambivalenten oder nicht eindeutig negativen Äußerungen „should not be labelled ‚(manifest) anti-American““ (ebd.). Dies bedeute jedoch wiederum nicht, dass

„such individuals do not participate in an anti-American discourse with certain utterances. But on a conceptual level, one has to keep in mind the analytical distinction between attitudes and discourse.“ (Ebd.)

Damit stehen nun aber zwei konkurrierende Bestimmungen von Antiamerikanismus nebeneinander, die einstellungspsychologische und die diskursive. Einerseits soll als Antiamerikanismus nur gelten, was als konsistente Einstellungsstruktur ausgewiesen werden kann; andererseits kann aber auch außerhalb solcher Strukturen, in Form von Diskursbeiträgen, schon Antiamerikanismus beobachtet werden. Akteure können also antiamerikanisch handeln, ohne antiamerikanisch zu *sein*. Der umgekehrte Fall einer antiamerikanischen Person, die niemals antiamerikanisch handelt, scheint hingegen kaum denkbar.¹⁹ Man kann dies so lesen, dass auch im strikt einstellungspsychologisch formulierten Ansatz von Beyer und Liebe das Primat der Praxis implizit anerkannt wird. Das, was von der Vorurteilsforschung grundlegend als individuelle Einstellung aufgefasst wird, ist demnach zunächst als Sprechakt zu bestimmen.²⁰

Die hier formulierte Kritik schmälert den Nutzen psychologischer Vorurteiskonzepte im Übrigen keineswegs. Diese können insbesondere als kausale Erklärungsgrößen für individuelle Differenzen im vorurteiligen Verhalten wichtige theoretische Funktionen erfüllen. Da dieser explanatorische Gebrauch aber eine theoretische Bestimmung antiamerikanischer (Sprach-)Praxen schon voraussetzt, sollten psychologische Konstrukte wie das der Einstellung nicht im Zentrum eines Antiamerikanismusbegriffes stehen. Andernfalls führt dies tendenziell dazu, dass der Gebrauchsaspekt vorurteiligen Sprechens, wie er in Abschnitt 2.3.1 umrissen wurde, vernachlässigt wird. Die Frage nach den Funktionen antiamerikanischen Sprechens wird überblendet mit der vermeintlich klarer fassbaren Klassifikation psychischer Dispositionen. Ähnliches gilt auch für Fragen nach der Fragmentierung und Flexibilität im vorurteiligen Sprechen, die in einer einstellungstheoretischen Perspektive zwar anerkannt werden, meist aber nur eine Nebenrolle spielen. Und schließlich, so

19 Vgl. zum Verhältnis von (sprach-)praktischem Ausdruck und innerpsychischem Vorgang auch Milbradt 2013, S. 102 ff.

20 Vgl. auch die Forderung Klaus Holz', „systematisch zwischen einer (Sozial)Psychologie von Antisemiten und einer Soziologie des Antisemitismus“ zu unterscheiden (Holz 2001, S. 16), sowie den radikaleren Vorschlag der diskursiven Psychologie, Einstellungen generell nicht als einen „mental or neural state of readiness“ zu begreifen, sondern als eine „internal action in the medium of language“ (Martin 2010, S. 106 f.).

kann mit Margaret Wetherell argumentiert werden, lässt eine psychologische Vorurteilkonzeption Fragen nach der gesellschaftlichen Wirkung vorurteiligen Verhaltens sowie nach den normativen Grundlagen von deren Kritik in den Hintergrund treten:

„Prejudice remains a personal pathology, a failure of inner-directed empathy and intellect, rather than a social pathology, shaped by power relations and the conflicting vested interests of groups.“ (Wetherell 2012, S. 165)

Ausgehend von diesen Überlegungen wird in der vorliegenden Arbeit Antiamerikanismus als sprachliche Praxis bestimmt, deren Äußerungen anhand bestimmter Amerikabilder und deren antiamerikanischem Gebrauch bestimmt werden können.

2.4 ZWISCHENFAZIT: EIN PERFORMATIVER ANTIAMERIKANISMUSBEGRIFF

Das vorliegende Kapitel hat einen Überblick über die existierende Anti-amerikanismusliteratur gegeben, wobei ein besonderer Fokus auf solchen Beiträgen lag, die Antiamerikanismus als Vorurteil theoretisieren. Seinen Ausgangspunkt nahm dieser Überblick aber nicht bei der Forschungsliteratur allein, sondern auch bei der öffentlichen Wahrnehmung des Antiamerikanismus bzw. den Vorbehalten gegenüber diesem Konzept: Es wurde gezeigt, dass es sich beim Antiamerikanismus um ein vergleichsweise wenig sanktioniertes Vorurteil handelt, dessen Kritik regelmäßig auf Widerstand stößt. So wird häufig die Existenz antiamerikanischer Vorurteile zwar eingestanden, deren Begriff aber auf extreme Fälle eingeschränkt, während ein Großteil antiamerikanischer Äußerungen als legitime politische Kritik anerkannt wird. In extremeren Formen wird dabei der Begriff Antiamerikanismus als positive Markierung der eigenen politischen Position umgewertet.

Als Gründe für diese Widerstände gegen einen kritischen Antiamerikanismusbegriff werden häufig die tatsächliche Macht der USA, der politische, nicht ‚ethnische‘ Charakter der als Amerikaner bezeichneten Gruppe sowie polemische Missbräuche des Antiamerikanismusbegriffes vorgebracht. So könne Antiamerikanismus kein Vorurteil sein, da es sich bei ‚den Amerikanern‘ nicht um eine unterdrückte Minderheit handele, sondern um eine globale Supermacht. Außerdem habe Antiamerikanismus nichts mit Rassismus zu tun (der häufig als synonym mit Vorurteilen überhaupt angesehen wird), da die Amerikaner schließlich keine ‚Rasse‘ seien, sondern eine politische Gruppe, deren Politik zudem demokratisch legitimiert ist. Schließlich, so ein weiterer häufiger Einwand, sei der Antiamerikanismusbegriff nicht als Mittel der Vorurteilkritik zu gebrauchen, weil er zu oft als politisches

Propagandainstrument verwendet werde, um Kritiker der US-Politik mundtot zu machen.

Entgegen dieser Einwände konnte gezeigt werden, dass (1) eine korrespondenzlogische Perspektive als Grundlage der Vorurteilkritik problematisch ist: Dass die USA tatsächlich mächtig sind, tut der Kritik des Antiamerikanismus keinen Abbruch, weil ihr Ausgangspunkt nicht ‚die Realität‘ Amerikas ist, sondern die Konstruktionen und Funktionen des antiamerikanischen Sprechhandelns. Darüber hinaus wurde (2) im Vorgriff auf die Analysen der Kapitel 6 und 7 nahegelegt, dass Antiamerikanismus durchaus in einem engen Zusammenhang mit ethnozentrischen und rassistischen Identitätskonstruktionen steht. Die ethnische Heterogenität und ‚Wurzellosigkeit‘ der USA kann als Kontrastfolie zu einem Ideal homogener ethnonationaler Identität gebraucht werden, wobei die Tatsache, dass ‚die Amerikaner‘ selbst nicht als ‚Rasse‘ angefeindet werden, gerade der Legitimation solcher Gebräuche dient. Schließlich wurde (3) eingewandt, dass Missbräuche des Antiamerikanismusbegriffs dessen generelle Ablehnung nicht rechtfertigen können: Vielmehr sind alle diese Einsprüche als Momente einer Antiamerikanismuskritik zu inkorporieren, die über die Mängel der bisherigen Antiamerikanismuskritik hinausweist. Somit scheint mir die öffentliche Skepsis gegenüber dieser Kritik insgesamt vor allem ein Indiz für die Ungenauigkeiten der bisherigen Begriffsverwendung zu sein, nicht für die Sinnlosigkeit oder Irrelevanz des mit diesem Begriff begonnenen theoretischen und politischen Unternehmens.²¹

Nimmt man die wissenschaftliche Begriffsverwendung genauer in den Blick, so zeigt sich auch hier ein Hadern mit dem Antiamerikanismus: Definitionsprobleme plagten die Antiamerikanismusforschung. Dass auch in diesen Diskursen hauptsächlich Probleme der Unterscheidung von antiamerikanischem Vorurteil und legitimer Amerika-Kritik diskutiert werden, zeigt, wie nah auch die wissenschaftliche Antiamerikanismusdebatte, trotz aller Bemühungen um definitorische Neutralität, an den öffentlichen Diskursen zum Thema orientiert bleibt: Die Skepsis gegen den Antiamerikanismusbegriff resoniert auch in der Forschung. Dabei ist, wie ich im weiteren Verlauf der Arbeit (vgl. Kap. 3 und 4) argumentieren werde, die Einbindung sozialwissenschaftlicher Forschung in eine politische Öffentlichkeit nicht als zu behebendes Problem, sondern als eine Notwendigkeit zu betrachten. Problematisch scheint mir dementsprechend vielmehr die bislang in der Forschungsliteratur favo-

21 Wie in der Einleitung zu dieser Arbeit bereits nahegelegt wurde, betrachte ich die Arbeit am Antiamerikanismusbegriff auch als Erbe eines emanzipatorisch-kritischen Projektes, dass seinen Ausgang in den frühen antifaschistischen und anti-antisemitischen Arbeiten u.a. Hannah Arendts (Arendt 1986), Max Horkheimers (Horkheimer 1988; Horkheimer 1989), Ludwig Marcuses (Marcuse 1953b; Marcuse 1953a) und Golo Manns (Mann 1954) nahm.

risierte Lösungsperspektive zu sein, das Definitionsproblem des Antiamerikanismusbegriffes durch präzisere Nominaldefinitionen zu lösen.

Ich werde im folgenden Kapitel argumentieren, dass die Definitionsprobleme der Antiamerikanismusforschung als Probleme des Sprachgebrauches aufgefasst werden müssen. Heiko Beyer und Ulf Liebe formulieren in einer aktuellen Publikation zu *Anti-Americanism in Europe* eine ähnliche Problembestimmung. Demzufolge existiert in der Antiamerikanismusforschung bereits weitreichende Übereinstimmung hinsichtlich der Definition von Antiamerikanismus als Vorurteil: „The problem lies more in the application of the concept.“ (Beyer und Liebe 2014, S. 91) Im Gegensatz zum Lösungsvorschlag Beyers und Liebes allerdings, der auf eine präzisere operationale Definition des Konzeptes hinausläuft, werde ich argumentieren, dass sich dieser Gebrauchsaspekt des Antiamerikanismusbegriffes nicht durch eine Formel wird einhegen lassen. Ich möchte daher eine Methodologie gebrauchssensitiver Vorurteilsempirie vorschlagen, die auf sprechakttheoretischen Prämissen und dem Wittgensteinschen Konzept der Familienähnlichkeit aufbaut.

Die Probleme einer Antiamerikanismusdefinition lassen sich, wie ich im vorliegenden Kapitel gezeigt habe, zunächst anhand ihrer eigenen Kriterien kritisieren. Als Ansatzpunkt für diese Kritik habe ich Arbeiten gewählt, die Antiamerikanismus als Vorurteil begreifen, weil mir diese Ansätze, einer Idee Brendon O’Connors folgend, theoretisch am besten ausgearbeitet und am anschlussfähigsten für den breiteren Forschungsdiskurs zu Vorurteilen und Diskriminierung erscheinen. Ich habe vier zentrale Merkmale der einstellungspsychologischen Antiamerikanismusdefinition herausgearbeitet: *propositionale Falschheit*, *Feindschaft* bzw. *Aversion*, *weltanschauliche Geschlossenheit* und eine *Konzentration auf individuelle psychische Dispositionen*. Im Anschluss an Arbeiten aus der rhetorischen bzw. diskursiven Psychologie sowie aktuelle Strömungen einer funktionalistisch-rhetorisch orientierten Soziologie und Sozialpsychologie habe ich sodann argumentiert, dass alle vier Kriterien als Definiens des Antiamerikanismus unbefriedigend bleiben. Sie können jeweils weder als hinreichende, noch als notwendige Kriterien einer Antiamerikanismusdefinition gelten. Eine logische Verknüpfung aller vier Aspekte würde den Begriff hingegen zu stark eingrenzen, d.h. zu viele antiamerikanische Sprechweisen aus dem Gegenstandsbereich der Kritik ausschließen.

Als alternative Begriffsbildung habe ich vorgeschlagen, Antiamerikanismus als Sprechakte zu fassen, d.h. als Handlungen, in denen „man etwas tut, *indem* man etwas sagt“ bzw. „*dadurch*, daß man etwas sagt, etwas tut“ (Austin 2010, S. 112). Eine solche rhetorische oder performative Perspektive nimmt sozusagen eine Zwischenposition zwischen Antiamerikanismus als Tun und Antiamerikanismus als sprachlicher Äußerung ein: Sie fragt einerseits nach den semantischen Gehalten antiamerikanischer Sprechakte, andererseits aber auch danach, wofür und in welchem Handlungskontext sie mobilisiert werden.

Diese Theorieperspektive ist in dreifacher Hinsicht ein Resultat der oben vorgebrachten Kritik am traditionellen Vorurteilsbegriff. Sie lässt die korrespondenzlogischen Probleme des Kriteriums propositionaler Wahrheit hinter sich, da sie ihr Augenmerk zu allererst darauf richtet, was Akteure mit ihrem Sprechen über Amerika bezwecken. Eine performative Perspektive ist darüber hinaus besonders geeignet, um der Flexibilität und den Inkonsistenzen antiamerikanischen Sprechens nachzuspüren. Die Annahmen einer geschlossenen Weltanschauung oder eines psychischen Syndroms entfallen, und die Forschungsperspektive öffnet sich gerade auch für inkonsistente und fragmentierte Ausdrucksweisen. Nicht zuletzt verweist ein performativer Antiamerikanismusbegriff auf die Kontextabhängigkeit antiamerikanischen Sprechhandelns. Die Feststellung, dass ein bestimmtes Amerikabild auf antiamerikanische Weise gebraucht wird, macht eine interpretative Verortung des jeweiligen Sprechaktes in seinem Äußerungskontext nötig. Was am antiamerikanischen Sprechen antiamerikanisch ist, liegt gewissermaßen nicht in diesem Sprechen allein, sondern in seiner Funktion in einem übergreifenden Praxiszusammenhang.

Den für eine Antiamerikanismuskritik relevanten rhetorischen Kontexten nähert sich diese Arbeit, wie in Kapitel 4 expliziert wird, mittels der Konzepte der sozialen Ungleichheit und Diskriminierung. Unabhängig von dieser konkreteren sozialtheoretischen Einbettung lässt sich der vorgeschlagene performative Antiamerikanismusbegriff als Analyseheuristik zunächst wie folgt bestimmen:

Antiamerikanismus bezeichnet die performative Bedeutung von Sprechakten, in denen *bestimmte Amerikabilder* in *bestimmten Funktionskontexten* rhetorisch gebraucht werden.

In Anlehnung an Wetherells und Potters Begriffe der „interpretative resource“ und der „flexible application of that resource in practice“ (Wetherell 2012, S. 171) trifft diese Heuristik eine analytische Unterscheidung von *Semantiken* (bestimmte Amerikabilder) und *Gebrauch* (rhetorische Funktion im Äußerungskontext), und bestimmt Antiamerikanismus daraufhin als den performativen Effekt, der dem Zusammenspiel dieser beiden Aspekte entspringt. Tabelle 1 veranschaulicht diesen Zusammenhang anhand einiger Ergebnisse aus dem Interviewmaterial.

Anhand dieser Darstellung lässt sich noch einmal veranschaulichen, inwiefern der performative Antiamerikanismusbegriff ein Ergebnis der Kritik am traditionellen Vorurteilsbegriff ist: Zum einen wird hier klar, was damit gemeint ist, dass propositionale Wahrheit kein hinreichendes Kriterium der Vorurteilsbestimmung sein kann. Dass z.B. die amerikanische Gesellschaft vergleichsweise heterogen ist, lässt sich auf der Ebene faktischer Wahrheit kaum bezweifeln. Wenn ich aber im Kontext einer Äußerung dieses Motivs zeigen kann, dass es als negative Kontrastfolie zur Konturierung einer ethnisch homogenen Nationalidentität gebraucht wird,

kann dies als antiamerikanischer Sprachgebrauch gelten: Ein Amerikastereotyp wird gebraucht, um ein ethno-nationalistisches Weltbild zu reproduzieren.

*Tabelle 1: Typische Amerikabilder und Gebräuche in antiamerikanischen Sprechakten*²²

Amerikabilder/Semantik	Gebräuche/Rhetorische Funktionen
- Heterogenität der amerikanischen Gesellschaft - Rassismus in den USA - Mangelnde Solidarität in der amerikanischen Gesellschaft - Oberflächlichkeit der amerikanischen Kultur - ...	- Konturierung und Stabilisierung nationalistischer Wir-Gruppenkonstruktionen - Rechtfertigung eigener rassistischer oder ethnozentrischer Positionen - Externalisierung problematischer Aspekte der Wir-Gruppenkonstruktion - ...

Daran zeigt sich zweitens, dass ohne die funktionale Einbettung eines *bestimmten* Amerikabildes in einen *bestimmten* Kontext, ein Sprechakt nicht als antiamerikanisch zu fassen ist: Weder die aufgelisteten Amerikabilder, noch die nebenstehenden Gebräuche sind ‚an sich‘ antiamerikanisch. Man kann offenkundig von amerikanischem Rassismus sprechen, ohne damit antiamerikanisch zu handeln, ebenso wie man seine nationalistische Wir-Gruppenkonstruktion konturieren kann, ohne dabei jemals auf Amerika Bezug nehmen zu müssen. Erst die jeweilige Kombination von Semantik und Gebrauch kennzeichnet die rhetorische Praxis antiamerikanischen Sprechens.

Die Explikation von Funktionskontexten veranschaulicht zudem noch einmal, dass eine negative Valenz, Abwertung oder Feindschaft, nicht als notwendiges Kriterium für Vorurteilsäußerungen gelten kann. So muss z.B. die Feststellung ethnischer Heterogenität in den USA nicht abwertend konnotiert sein. Sie kann aber dennoch der Konturierung und Stabilisierung einer homogenen ethno-nationalen Wir-Gruppenkonstruktion dienen, und auf diese Weise zum Gegenstand der Vorurteilkritik werden (vgl. Kap. 7.2.2).

Und schließlich wird anhand dieser Beispiele deutlich, dass die Bestimmung von antiamerikanischen Vorurteilen als Sprechakten ohne die Annahme einer weltanschaulichen Geschlossenheit oder Konsistenz, einer psychischen Disposition oder gar Pathologie („Obsession“, „Hysterie“) auskommt. Damit soll nicht bestritten werden, dass diese Phänomene existieren und wichtige Forschungsbereiche darstellen. Psychologisch zu beantworten wäre nicht zuletzt etwa die Frage, inwiefern sich

22 Die Stereotype und Gebräuche sind in keiner besonderen Reihenfolge angeordnet; nebeneinanderstehende Semantiken und Gebräuche bilden also keine Paare.

individuelle Differenzen in der Neigung zu antiamerikanischen Handlungen erklären lassen. Fragen dieses Typs setzen aber eine Bestimmung der *Handlungsweise*, die psychologisch erklärt werden soll, bereits voraus.

In einem solchen performativen Antiamerikanismusverständnis hängt die Unterscheidung von vorurteiligem und vorurteilsfreiem Sprechen also maßgeblich davon ab, welche Funktionskontexte man in den Fokus seiner Analyse rückt. Bevor diese sozialtheoretische und normative Verortung der Vorurteilkritik in Kapitel 4 weiter ausgearbeitet wird, werden im nächsten Kapitel zunächst die sprechakt- bzw. praxistheoretischen Grundlagen eines performativen Antiamerikanismusbegriffes näher erläutert.